

Dietrich Busse

H. P. Grice: Meinen, Sagen und Verstehen

**Eine Einführung in die bedeutungstheoretischen Grundlagen
seiner Theorie kommunikativen Handelns**

Heidelberg 1980

Inhalt

Einleitung		1
I. M e i n e n		6
1. Natürliche vs. nicht-natürliche Bedeutung		6
2. Definition von ‚utterer's meaning‘		11
a. Äußerung	11	
b. Intention	14	
c. Wirkung	17	
3. Erweiterte Definition: Ein infinites Regreß?		21
4. Meinen als praktisches Schließen		24
II. S a g e n		30
1. Bedeutung als Voraussetzung des Meinens		30
Exkurs: Wittgenstein über Sprache, Bedeutung und Meinen	35	
2. Sagen vs. Meinen		45
3. Lewis' Definition der Konvention		49
4. Konventionen bei Grice		59
5. Die Herleitung der Bedeutung aus dem Meinen		62
6. ‚Zeitlose‘ Bedeutung von Äußerungstypen		65
7. Das Problem der Wahrheit: Ist Assertion eine Grundfunktion der Rede ?		70
8. Die Rolle der Grammatik		73
9. Sagen als Spezialfall kommunikativen Handelns		74
III. Voraussetzungen kommunikativer Interaktion		77
1. Gemeinsames Wissen		77
a. Interpretationsmuster	78	
b. Regeln	80	
c. Erfahrungen	81	
d. Situationsdefinition	82	
2. Erwartungen		83
3. Rationalitätsannahme		84
4. Sprachkenntnis		86
5. Weltwissen		87
IV. Implizieren		89
1. Konventionelle Implikatur		89
2. Kooperationsprinzip		92
3. Konversationsmaximen		95
4. Konversationelle Implikatur		97
5. Implikatur vs. Sagen und Meinen		100

V. Verstehen	103
1. Verstehen bei Grice	103
2. Verstehen als Rekonstruktion bei Keller	106
3. Rekonstruktion vs. Regelkenntnis	108
4. Verstehen und Verständnis	114
Schlußbemerkung	115
Anhang	118
Literaturverzeichnis	121

Einleitung

Die Begriffe, um die es in dieser Arbeit gehen wird, gehören zu denen, die Wittgenstein 'Gelegenheitsarbeiter in der Sprache' nannte. Damit meinte er Begriffe, die in unserem alltäglichen Sprachverhalten in vielfacher Bedeutung (,schillernd') verwendet werden und die, will man sie für theoretische Zwecke definieren, sich gegen eine eindeutige Festlegung ihrer Bedeutung zu sperren scheinen. Die vielfachen Versuche, solche Begriffe dennoch zu definieren führten Wittgenstein zu der Einsicht: ‚Philosophie ist, wenn die Sprache feiert‘; d.h., in der Philosophie werden die Begriffe ihrer alltäglichen Verwendungsweise zumindest teilweise entzogen, sie schafft einen ‚arbeitsfreien‘ Raum, in dem die Wörter nicht mehr die Arbeit verrichten müssen, die sie in der Alltagssprache verrichten.

In diesem Vorgehen liegt ein Problem, dem sich keine Theorie, die sich mit Sprache beschäftigt, entziehen kann. Die Theorie steht im Spannungsfeld widersprüchlicher Ansprüche: einerseits ein Mindestmaß an Klarheit der Argumentation und Eindeutigkeit der Begriffe zu gewährleisten, andererseits aber, da sie sich ja mit der Alltagssprache beschäftigt, Begriffe, die dieser Alltagssprache entnommen sind, nicht kontra-intuitiv zu verwenden, d.h. ihre philosophische Verwendung nicht allzuweit von der gewöhnlichen Verwendung zu entfernen. Es wäre ja immerhin möglich, daß das Schillern dieser Begriffe in der Alltagssprache darauf verweist, daß die Vorgänge, über die mit ihnen geredet wird, so komplex sind, daß sie nur schwer in eindeutigen Begriffen zu erfassen sind. Das Verweisen auf die Intuition macht uns die Sache allerdings auch nicht gerade leichter. Die Literatur zur Bedeutungstheorie zeigt gerade, zu welcher Verwirrung es führen kann, wenn jeder Theoretiker eine andere Nuance des Bedeutungsbegriffs erfaßt (und natürlich argumentativ untermauert), wobei sich philosophische Intuition¹ mit alltagssprachlicher Intuition oft so vermischt, daß eine klare Grenze nicht mehr gezogen werden kann.

Dieses methodische Problem steht im Zusammenhang mit dem Thema dieser Arbeit. Welche Bedeutungen haben die Begriffe *Bedeutung*, *Meinen* und *Verstehen*? „Die Bedeutungen von *Bedeutung*“ (um eine abgegriffene Floskel zu gebrauchen) gilt es - wenigstens zum Teil - aufzuklären. Es reicht aber nicht, will man die Vorgänge, auf die mit den genannten Begriffen verwiesen wird, verstehen die alltägliche Verwendung dieser Begriffe zu erläutern. Ohne Definitionen, die immer auch Setzungen sind, kann eine Theorie des kommunikativen Handelns (um deren Vorbereitung es in dieser Arbeit nicht zuletzt geht) nicht auskommen.

Meinen und Verstehen sind Begriffe, die sich auf Sachverhalte beziehen, die nicht direkt beobachtbar sind, da mentale Prozesse daran beteiligt sind. Da der Kopf der beteiligten Personen dem Theoretiker nicht zugänglich ist, kann es sich bei der Betrachtung und Erklärung dieser Vorgänge immer nur um Modelle handeln. Keine Theorie, die in diesem Bereich arbeitet, kommt darum herum, Festlegungen zu machen. Die Elle, die an solchen Setzungen und Definitionen, die immer auch künstlich, d.h. von dem Wirklichkeitsverständnis abhängig sind, angelegt wird, kann oft nicht viel mehr sein, als die Plausibilität und innere Stimmigkeit der vorgeschlagenen Modelle. In diesem Sinne geht es in dieser Arbeit um die Vorstellung eines bestimmten Modells von Kommunikation, desjenigen, das meines Erachtens in H.P.Grice's Theorie des Meinens enthalten bzw. angelegt ist.

Welcher Gegenstand eigentlich behandelt wird, läßt sich nicht unabhängig davon bestimmen, welches Modell der Bedeutung die jeweilige Theorie vorschlägt. Erst in der Beschreibung durch den Theoretiker, in den Bedingungen und Strukturen, die er für das zu Erklärende als wesentlich erachtet, konstituiert sich der Gegenstand der Erklärung. Indem er sich eben nicht auf den alltäglichen Gebrauch zentraler Begriffe und auf das Alltagsverständnis

¹ Es mutet wahrscheinlich etwas merkwürdig an, im Rahmen theoretischer Analyse von ‚Intuition‘ zu reden. Ich meine damit hier nicht mehr, als daß Wissen, das in theoretischer Reflexion gewonnen wurde, und Begriffe, die daraus entstanden sind, unmerklich in das Allgemeinwissen der Theoretiker übergehen können, so daß die Intuition, auf die sich manche gerne berufen, nicht mehr eine ‚theoriefreie‘ alltagssprachliche ist, sondern, ohne daß dies immer unmittelbar einsichtig ist, schon durch Theorie vermittelt ist.

von sprachlichen Vorgängen verläßt, sondern die Begriffe eingrenzt und definiert, d.h. für seinen Erklärungsanspruch (sein Forschungsinteresse) verwendbar macht, bestimmt er, was Gegenstand ist. Da es also immer nur um Modelle gehen kann, wäre es fatal, das Beschreibungsmodell (oder besser: Erklärungsmodell) schon für die Wirklichkeit schlechthin zu halten.²

Die Auseinandersetzung um den Bedeutungsbegriff, die sich meist als Diskurs über die Wirklichkeit darstellt, ist eigentlich eine Konfrontation verschiedener Modelle von der Sprache, bzw. der sprachlichen (oder auch nicht-sprachlichen) Kommunikation; und diejenigen, die sich über Bedeutung streiten, sind weit davon entfernt denselben Gegenstand zu behandeln (eine Einsicht, die nur bei den wenigsten vorhanden ist).

Es ist aber nicht das Ziel dieser Arbeit, eine Literaturübersicht über die Bedeutungstheorie zu geben. Es geht darum, herauszufinden, ob und wie weit eine bestimmte Theorie des Meinens und der Bedeutung - die von H.P.Grice - für eine Theorie des kommunikativen Handelns nutzbar gemacht werden kann. Aus dem eben gesagten geht hervor, daß im Blickfeld weniger eine Theorie der Sprache (als System von Regeln) liegt, als vielmehr eine Theorie über die Art und Weise, in der die Menschen *mit* und *in* einer Sprache miteinander kommunizieren. Daß man dabei ohne Aussagen darüber, wie die Vorgänge des Kommunizierens (des Meinens und Verstehens) mit der Sprache als System in Verbindung stehen, gerade wenn man über Bedeutungen handelt, nicht auskommt, scheint mir selbstverständlich zu sein. Es geht aber auch nicht darum, das Entstehen einer Sprache aus kommunikativer Interaktion zu erklären. Wenngleich es nicht unplausibel ist, kommunikative Intentionen (überhaupt den Versuch, zu kommunizieren) als vorgängig vor einer Sprache als System anzunehmen, so können über diese Entstehungsprozesse, die im Dunkel der Geschichte verborgen liegen, nur Spekulationen angestellt werden. Für unsere Zwecke, die Untersuchung bestimmter Prozesse bei der kommunikativen Interaktion, muß die Existenz einer Sprache immer schon vorausgesetzt werden.

Die drei im Titel dieser Arbeit genannten Begriffe bezeichnen drei das kommunikative Handeln tragende Teilprozesse: des Meinens, des Sagens und des Verstehens. Aus der Einreihung des Verstehens unter diese Begriffe wird ersichtlich, daß nach meiner Ansicht kommunikative Vorgänge nicht ohne Einbeziehung des Hörers aufgeklärt werden können. Damit mache ich deutlich, daß der häufig gegen Grice vorgebrachte Einwand der Sprecher-Einseitigkeit seiner Bedeutungs-Theorie nicht schon die ganze Theorie widerlegt, sondern daß man mit einem geeigneten Verstehens-Begriff an Grice anknüpfen kann, um den Ansatz einer Theorie des kommunikativen Handelns zu entwickeln.

Im ersten Abschnitt der Arbeit werde ich die Grundzüge der Grice'schen Analyse von ‚Meaning‘, wie er sie in seinem Aufsatz von 1957 entwickelte, darstellen, und zeigen, wie Grice einen Begriff des Meinens mithilfe des Begriffs der Sprecher-Intention entwickelt. Dabei werden die von ihm verwendeten Begriffe einer näheren Prüfung unterzogen.

Im zweiten Abschnitt wird näher auf das (am meisten umstrittene) Verhältnis des so definierten Meinens zur Sprache als System einzugehen sein. Es wird dabei diskutiert, ob eine Grice'sche Theorie einen Begriff von Bedeutung in einer Sprache (als System) immer schon voraussetzt. Zum Verständnis meines eigenen Interpretationshintergrundes werde ich in einem Exkurs kurz auf Wittgensteins Sprach- und Bedeutungsbegriff eingehen. Die hier behandelte Problematik, zu der wesentlich auch der Begriff der Konvention gehört (den ich anhand der Theorie von D.K. Lewis einführe), fasse ich mit Grice unter dem Begriff des 'Sagens' zusammen.

Mit der Zusammenstellung wichtiger, von Grice teilweise nicht berücksichtigter, Voraussetzungen kommunikativer Interaktion (im 3. Kapitel) und der Darstellung der von Grice erst

² Ohne eine Diskussion über Wirklichkeitsverständnis anzufangen, für die hier kein Platz ist, will ich nur so viel anmerken: Wenn man davon ausgeht, daß Wirklichkeit nicht schon außerhalb des Bewußtseins der Menschen schlechthin vorhanden ist, sondern daß die Art, wie der Mensch sich die Welt vorstellbar macht, erst Wirklichkeit konstituiert, dann wird in einer Theorie, die einen abstrakten Sachverhalt erklären will, durch das Modell, das zur Erklärung angeboten wird, immer auch ein Stück Wirklichkeit geschaffen.

sehr viel später entwickelten Theorie des konversationellen Implizierens (im 4. Kapitel) wird die Verbindung geschaffen zu einer Theorie des Verstehens, die im Anschluß an R. Keller Verstehen als Resultat eines Prozesses rationaler Rekonstruktion des vom Sprecher Gemeinten definiert.

Sowohl der Akt des Kommunizierens (hier zunächst, in Anlehnung an Grice's Begrifflichkeit, etwas locker als ‚Meinen‘ bezeichnet), als auch das Verstehen sollen als Formen praktischen Schliessens verstanden werden, die, als zweckrationales Handeln, sehr voraussetzungsreich und eng miteinander verknüpft sind. Dadurch wird die Voraussetzung geschaffen die bei der kommunikativen Interaktion beteiligten Leistungen, des kommunikativen Handelns und des Verstehens in einer einheitlichen Begrifflichkeit zusammenzufassen, und als Teile eines Vorganges, der kommunikativen Interaktion, zu erklären. Der oben erwähnte Modellcharakter jeglicher Definition von Kommunikation kann auch besagen, daß eine Theorie, die sich darum bemüht, nur Programm sein kann. In einem strengen Sinn von ‚Erklärung‘ kann jede Theorie der Kommunikation nur Programm sein, weil *ein* Modell niemals ausreichen kann, alle Probleme, mit denen man bei den Gegenständen Kommunikation und Sprache in Berührung kommt, zu erfassen. Der gegen Grice erhobene Vorwurf, seine Theorie sei weitgehend Programm geblieben³, kann also auch gegen diese Arbeit erhoben werden.

³ Bierwisch, S. 126

I. M e i n e n

1. Natürliche vs. nicht-natürliche Bedeutung

Im Jahr 1957 veröffentlichte Herbert Paul Grice einen Aufsatz mit dem Titel ‚Meaning‘,⁴ der die Diskussion um den Begriff der Bedeutung innerhalb der sprachanalytischen Philosophie auf eine neue Grundlage stellte. Selbst wenn, nach einigen Anfangsrezensionen der darin vorgestellte Ansatz erst nach über einem Jahrzehnt in seiner vollen Tragweite erkannt wurde, macht doch das Interesse so gewichtiger Philosophen wie P. F. Strawson⁵ deutlich, daß die anfängliche Ablehnung bzw. das Desinteresse durch die traditionelle Bedeutungstheorie voreilig gewesen war. Die bisherigen Ansätze, die sich mit den Problemen der Bedeutung beschäftigten betrafen fast sämtlich nur die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (Wörter und Sätze), die in einem vorgegebenen sprachlichen System (wenigstens im Prinzip) klar eingrenzbar und benennbar zu sein schienen.

Grice nun erinnerte sich an die Vielfalt der Verwendungen des Ausdrucks *meaning* - *to mean* in der englischen Alltagssprache, und versuchte diese unterschiedlichen Bedeutungen in seine Theorie mit einzubeziehen.⁶ Der englische Sprachgebrauch vereinigt in einem Ausdruck, was im Deutschen schon im Wort getrennt ist: *to mean* kann sowohl mit *bedeuten* übersetzt werden, als auch mit *meinen*. *Bedeuten* wird von Ausdrücken, Sätzen, Zeichen und Äußerungen ausgesagt während sich *meinen* eindeutig auf eine Person bezieht, die etwas meint.⁷ (4) Es liegt also im Englischen nahe, eine enge Beziehung zwischen dem, was ein Sprecher meint, und dem was ein Ausdruck bedeutet, zu vermuten. Dieser Umstand verführt aber auch dazu, die sehr komplexen Sachverhalte, die mit diesen Begriffen angesprochen werden, unter einem Begriff zusammenzufassen, in einem Modell zu erklären. Ob dies sinnvoll, oder überhaupt möglich ist, und ob Grice den Problemen eines solchen Versuchs Rechnung getragen hat, will ich im weiteren herauszufinden versuchen. Es ist offensichtlich, daß Grice eine solche integrierende Theorie versucht und daß die Herleitung der Bedeutung aus dem Meinen⁸ sein eigentliches Erklärungsziel ist.

Grice beginnt mit der Unterscheidung verschiedener Verwendungen des Ausdrucks *mean* u.a. in den folgenden Beispielsätzen:

(1) „*Those spots mean (meant) measles.*“

(2) „*Those three rings of the bell (of the bus) mean that ,the bus is full‘.*“

und nennt die Verwendung in (1) ‚*natürliche Bedeutung*‘ und in (2) ‚*nicht-natürliche Bedeutung*‘. Er zieht diese Unterscheidung der Unterscheidung zwischen natürlichen und konventionellen Zeichen vor.⁹ (6) Der Unterschied liegt u.a. darin, daß (2) umschreibbar ist mit einer Feststellung darüber, was gemeint war, d.h. man kann daraus schließen daß jemand (nämlich der Busfahrer) gemeint hat, daß der Bus voll ist, während in (1) niemand vorhanden ist,

⁴ H.P. Grice 1957.

⁵ Der schon 1964 Grice's Ansatz besprach und zu verbessern suchte. Strawson 1964.

⁶ Grice bezieht sich nicht, wie vielleicht der von mir benutzte Ausdruck *Verwendung* nahelegt, auf Wittgenstein. In einem späteren Text (Grice 1968 MS) akzeptiert er zwar die „Bedeutung ist Gebrauch“-These, fordert aber, daß man die falsche Verwendung eines Ausdrucks monieren können muß. Dabei müsste er sich dann aber auf eine gebrauchsunabhängige Bedeutung stützen was angesichts seines eigenen Ansatzes überrascht. (Auf Wittgensteins Bedeutungsbegriff werde ich in Kapitel II noch eingehen.)

⁷ Allerdings ist mit dem Ausdruck *jemandem etwas bedeuten* auch im Deutschen ein Rest einer wohl ehemals vorhandenen Bedeutungsvariante von *bedeuten* erhalten geblieben. Es gibt auch noch die Redewendung *dieser Ausdruck meint*; meiner Kenntnis nach jedoch überwiegend in philosophischem Sprachgebrauch.

⁸ Ich werde ab jetzt den Ausdruck *Meinen* für das, was Grice *utterer's meaning* nennt, benutzen.

⁹ Grice 1957, 379.

der etwas meint. Bedeutung^{NN10} umfaßt auch Fälle, die nicht konventionell sind, z.B. bestimmte Gesten.

Aus der Art, wie Grice diese Unterscheidung einführt, wird deutlich, daß es ihm um die Arten von Bedeutung geht, bei denen die Rolle desjenigen, der ein Zeichen von sich gibt (sich äußert), für die Interpretation der Äußerung wesentlich ist. Es geht ihm um das ‚Meinen‘, darum, zu erklären,

„what a particular speaker or writer means by a sign on a particular occasion (which may well diverge from the standard meaning of the sign).“

Für ihn ist fundamental für jede Beschäftigung mit Bedeutung

„the fact that the meaning (in general) of a sign needs to be explained in terms of what users of the sign do (or should) mean by it on particular occasions.“¹¹

Daß die Unterscheidung, die Grice trifft, nicht unproblematisch ist,¹² will ich an einem seiner Beispiele¹³ zeigen.

(3) Jemand zeigt Herrn X ein Foto, auf dem Herr Y sich ungewöhnlich intim zu Frau X verhält.

(4) Jemand zeichnet ein Bild, auf dem sich Y in der beschriebenen Weise verhält und zeigt es Herrn X.

Was nach Grice's Meinung die beiden Fälle unterscheidet, ist, daß in (3) die Absicht, mit der Jemand das Foto zeigt, völlig unerheblich dafür ist, ob X glaubt, daß da etwas zwischen Y und Frau X ist oder nicht, während in (4) erst die Absicht des Zeichners ihn so etwas vermuten läßt. Diese Interpretation kann man nur machen, wenn man das Foto als so etwas wie ein natürliches Zeichen auffaßt. Aber was macht das Foto eigentlich ‚natürlich‘? Vermutlich die Annahme, daß ein Foto in einer engeren Relation zur Wirklichkeit steht, als die Äußerung eines Sprechers oder die Bilder eines Zeichners. Diese Annahme kann falsch sein (jemand könnte das Foto montiert haben). Was als ‚natürliche‘ Bedeutung bezeichnet wird, hängt also ab von allgemeinen Annahmen, die jemand (hier X) von bestimmten Gegebenheiten in der Welt hat, von seinem allgemeinen Wissen (hier, daß Fotos normalerweise nicht gefälscht sind, sondern das abbilden, was vor der Kamera tatsächlich sich befand). Dieses Wissen kann der ‚Jemand‘ aber voraussetzen, wenn er X das Foto zeigt; es ist Teil seines Handlungskalküls. Der Schluß, daß in (4) ein Fall von meinen^{NN} vorliegt, aber in (3) nicht, den Grice zieht, ist auf jeden Fall problematisch.

Auch in (3) ‚meint‘ jemand etwas mit seiner Handlung. Beide Handlungen sind als kommunikative Handlungen, als Akte des ‚Meinens‘ beschreibbar, doch Grice beschreibt nur die Handlung (4) als solche. Eine Handlung ist eine auf eine Veränderung in der Welt gerichtete zielgerichtete Aktivität. Jede Handlung hat ein Ergebnis und (u.U. mehrere) Folgen.¹⁴ Ob ein bestimmtes Verhalten eine Handlung ist, und welche Handlung es ist, hängt ab von der Beschreibung, die wir von ihm geben. Aus der unendlichen Kette von Ursache-Wirkungs-Beziehungen im menschlichen Verhalten grenzen wir jeweils bestimmte Abschnitte als Handlungen ab. Welche Handlung vorliegt, hängt davon ab, welches Ergebnis uns jeweils interessiert. So kann man z.B. die Handlung ‚Fenster schließen‘ unter einem anderen Aspekt als Folge mehrerer Einzelhandlungen (Aufstehen, Arm Heben etc.) interpretieren. Der Begriff der Intention ist mit dem der Handlung logisch verknüpft. Die Intention, d.h. die auf ein bestimmtes Ergebnis zielende Absicht, gibt uns das Kriterium dafür, welche Handlung vorliegt.

Auch kommunikatives Verhalten ist zielgerichtet und intentional, also auch Handeln. Der Handlungsaspekt der Kommunikation wird bei Grice nicht ausdrücklich thematisiert. Ich bin jedoch der Ansicht, daß Grice mit seinem Begriff des ‚Meinens‘ immer schon unausgesprochen von Handlungen redet. Sein Meinen läßt sich als ein rudimentärer Begriff für kommuni-

¹⁰ Ich benutze diese Grice'sche Notation (*meaning für nicht-natürliche Bedeutung*) nur, solange der Unterschied *natürliche vs. nicht-natürliche Bedeutung* behandelt wird. Später kann sie fortfallen, da es dann ohnehin nur noch um die Bedeutungen geht, die Grice *nicht-natürliche* nennt (bzw. um das *Meinen*).

¹¹ Grice 1957, 381

¹² Grice sieht das auch selbst. Er befürchtet, daß die Unterscheidung ‚overrigid‘ sein könnte. (379)

¹³ Grice 1957, 382 f.

¹⁴ Ich greife hier auf die Theorie zurück, die Georg Henrik von Wright u.a. in „Erklären und Verstehen“ entwickelt hat. (von Wright 1974, besonders Kapitel III.)

katives Handeln interpretieren. Es ist nicht klar, ob Grice von kommunikativem Handeln im allgemeinen handelt. Zwar bezieht er nichtsprachliches Meinen ausdrücklich mit ein, doch behandelt seine Analyse letztlich nur sprachliches Verhalten.

Dies wird klar, wo Grice die Beispiele (3) und (4) unterschiedlich beschreiben möchte. Es geht ihm um mehr, als nur kommunikatives Handeln schlechthin zu erklären. Er will den Unterschied zwischen ‚vorsätzlich und offen jemanden etwas wissen lassen‘ und ‚mitteilen‘ herausfinden und beschreiben.¹⁵ Beides kann man als kommunikative Handlungen beschreiben; sie unterscheiden sich lediglich darin, welche Faktoren für ihr Verstehen berücksichtigt werden müssen. Wenn wir Verstehen vorläufig als Interpretieren vorgefundener Anzeichen definieren, dann ist (für diesen *allgemeinen* Begriff des Verstehens) zunächst unwichtig, wie die Anzeichen zustande gekommen sind. Unter diesem Aspekt ist der Unterschied zwischen sogenannten ‚natürlichen‘ Anzeichen und nicht-natürlichen Anzeichen unwesentlich.

Worauf Grice hinauswill ist, daß für seinen Begriff des Meinens^{NN} bestimmte Intentionen des ‚Zeichengebers‘ wesentlich mit dem Inhalt verknüpft sein sollen, der übermittelt werden soll. Indem eine etwaige Kommunikationsintention des Jemand in (3) nicht wesentlich für das Erkennen des Sachverhaltes durch X ist (wohl aber wesentlich für das Verstehen von (3) als kommunikative Handlung wäre), wird dieser Fall aus dem Bereich des ‚Meinens‘ ausgeschlossen.

Der Hintergrund dieser Eingrenzung sollte auch klar sein. Soll die sprachliche Bedeutung (von Wörtern und Sätzen) aus dem Meinen erklärt werden, so muß ausgeschlossen werden, daß die richtige Bedeutung der Wörter einer Äußerung auch ohne Kenntnis der (bzw. Annahmen über die) Intentionen des Sprechers verstanden werden kann. Dadurch, daß er die Sprecherintention zur konstituierenden Bedingung für die Bedeutung macht, sieht er die Verbindung zwischen Intention und Bedeutung als logische Beziehung.

2. Definition von ‚utterer’s meaning‘

Um genauer zu verstehen, was Grice eigentlich untersuchen will, werde ich zunächst seine erste Definition der ‚utterer’s meaning‘ behandeln:

„A meant^{NN} something by x’ is (roughly) equivalent to ‚A intended the utterance of x to produce some effect in an audience by means of the recognition of this intention‘.“¹⁶

Die ‚Intention‘ eines Sprechers ist der tragende Begriff dieser Definition. Wichtig sind auch die Begriffe des Sprechers, der Äußerung und der Wirkung; sie gilt es zunächst zu klären.

a. Äußerung

Grice gebraucht den Ausdruck ‚Äußerung‘ in einem ‚künstlich weiten Sinn‘; er soll als neutrales Wort für jeden Fall von meaning^{NN} gebraucht werden, und enthält (und soll enthalten) eine ‚act-object-ambiguity‘.¹⁷ Nicht-sprachliche Äußerungen werden ausdrücklich in die Analyse des Meinens mit einbezogen. ‚Äußerung‘ ist jede Hervorbringung eines Äußerers mittels der eine kommunikative Intention ausgeführt werden kann; es kann eine einfache (nicht-sprachliche) Handlung sein, aber auch eine Handlung, deren physisches Substrat die Hervorbringung eines Lautes ist, oder sogar der Laut selbst. Offensichtlich strebt Grice eine Definition an, die so allgemein ist, daß mit ihr das Entstehen bzw. Funktionieren schlechthin jeder Kommunikation gefaßt werden kann. Dann bleibt aber unklar, wieso er bestimmte Fälle von kommunikativem Handeln aus dem Meinen ausschließen will (s.o. Beispiel (3)).

¹⁵ Grice 1957, 382

¹⁶ Grice 1957, 385

¹⁷ Grice 1957, 380; siehe auch Grice 1968, 55

Die Ambiguität von ‚Äußerung‘ läßt offen, was eigentlich Bedeutung haben soll, der Akt der Hervorbringung (von was auch immer), oder das, was hervorgebracht wird. Grice scheint sich nicht klar darüber zu sein daß zwei völlig verschiedene Gegenstände vorliegen, wenn man einerseits von Handlungen redete andererseits aber Ergebnisse von Handlungen vorliegen. Wenn eine Handlung immer nur Handlung unter einer Beschreibung ist, dann kann man Äußerung zum einen als Handlung des Hervorbringens einer Lautfolge (oder von Schriftzeichen) beschreiben; die Äußerung als Resultat oder Ergebnis dieser Aktivität wäre dann die Lautfolge (oder Schrifttext). Andererseits kann man, unter einer anderen Beschreibung, als Äußerung das Vollziehen einer kommunikativen Handlung verstehen, die die beiden anderen Handlungen umfaßt. Ergebnis einer solchen Handlung könnte dann z.B. das Verstehen sein. Es ist auf jeden Fall unzulässig, zwei verschiedene Beschreibungen als Beschreibung *einer* Handlung auszugeben. Grund für diese Unsauberkeit in der Verwendung der Begriffe ist wieder die Absicht, aus einem allgemeinen Begriff des Meinens die Bedeutungen der Sätze, die geäußert wurden, abzuleiten. Die Vermischung von verschiedenen Modellen, die Grice möglicherweise unterläuft, kann nur bei Verwendung dermaßen ambiger Begriffe unbemerkt bleiben.

Diese Ambiguität, daß einerseits eine Verhaltensaktivität vorliegt, andererseits aber ein ‚object‘ als von dieser unterscheidbar vorliegt, ist wohl nur bei kommunikativen Handlungen ein Problem. Bei nicht-sprachlichen Handlungen gibt es kein gesondert beobachtbares Objekt als Ergebnis der Handlung, während bei sprachlichen Handlungen der ‚Satz‘ oder ‚das Wort‘ immer als ein solches Objekt behandelt wurde. Dies, weil man annahm, diesem Objekt auch ohne Bezug auf die Situation seiner Hervorbringung Bedeutung zuschreiben zu können. In dieser Ontifizierung eines Aspekts kommunikativer Handlungen liegt die Ursache für die verwendungsunabhängigen Bedeutungstheorien. Allerdings hat die Sprache gegenüber dem mit ihr handelnden Menschen auch eher einen Anschein von Objektivität, als die Ergebnisse nicht-sprachlicher Handlungen. Wittgenstein bezeichnete sie deshalb auch als Werkzeug, ähnlich den Werkzeugen, die wir manchmal in nicht-sprachlichen Handlungen verwenden. Die Objektivierung der Mittel kommunikativen Handelns sollte aber nicht verhindern, den Ursprung der Bedeutung vor dieser Trennung von act und object zu suchen.

Die Undeutlichkeit des Analysandums nimmt während der Weiterentwicklung der Theorie des Meinens eher noch zu. Will Grice 1957 noch ‚A meinte etwas mit x‘ definieren, wobei der Bezug auf eine Äußerung x als Resultat (Satz, Lautfolge) evident ist, so lautet das Analysandum 1969¹⁸ ‚U meinte etwas, indem er x äußerte‘, womit die Ambiguität von ‚Äußerung‘ wieder hergestellt ist.

Die Schwierigkeit, mit der Grice hier konfrontiert ist, entsteht nicht zuletzt aus dem Verständnis von sprachlichen Einheiten als Entitäten. Eine Theorie der Kommunikation als Handeln muß auf diese Redeweise verzichten und konsequent nur noch von Handlungen (des Kommunizierens, des Hervorbringens einer Handlungsfolge, des Äußerns einer Lautfolge) reden. Während eine Theorie der Sprache als System Bedeutung den sprachlichen Einheiten zuschreibt, kann eine Kommunikationstheorie nur von der Bedeutsamkeit von kommunikativen Akten reden.

Da wir hier zunächst Grice’s Theorie des Meinens behandeln (die offensichtlich als eine allgemeine Theorie kommunikativen Handelns verstanden werden kann), schlage ich vor, unter ‚Äußerung‘ einen Teilakt innerhalb der (komplexen) kommunikativen Handlung zu verstehen. Da das Ergebnis einer Handlung (die Äußerung als object) nach von Wright untrennbar (d.h. logisch) mit der Handlung verknüpft ist, ist die Akt-Objekt-Ambiguität auf dieser Ebene kein Problem. (Die Äußerung als sprachliche Entität verstanden wird noch im Kapitel über das Sagen zu behandeln sein.)

¹⁸ Grice 1969, z.B. S. 151

b. Intention

Nicht weniger problematisch als der Begriff der Äußerung ist der Begriff der Intention. Dieser zentrale Begriff hat, als Hauptträger der Definition, die meisten Diskussionen und Kritiken hervorgebracht. Nach einer gängigen Definition des Handlungsbegriffs ist Handlung eine auf eine Veränderung in der Welt gerichtete zielgerichtete intentionale Aktivität. ‚Intention‘ definiert also ‚Handlung‘; wer diesen Begriff verwendet, will das Analysandum als Handlung definieren (wenn es sich um eine Aktivität handelt). Auch von daher wird unsere These, daß es sich bei Grice’s Meinen um kommunikatives Handeln handelt, gestützt. Was ist nun eigentlich eine Intention? Ist es eine psychische Aktivität, oder eine psychische Haltung (Disposition), wie die Art der Verwendung dieses Begriffs häufig nahelegt? Dies wäre, will man konkrete Handlungen analysieren problematisch, da der Kopf des Anderen, und das, was sich darin abspielt, dem Analytiker prinzipiell unzugänglich ist. Jemand kann zwar sehr viele Vorstellungen in seinem Kopf haben, wenn er handelt, das muß aber noch nicht heißen, daß alle diese Vorstellungen wesentlich mit der Handlung verbunden sind.

Fragen wir, um die Schranke zum Anderen zu überwinden, nach den Intentionen, so ist diese Frage (nach Anscombe¹⁹) mit der Frage nach dem ‚Warum‘ einer Handlung identisch. Als Antwort auf diese Frage würden uns die Ziele oder Gründe einer Handlung mitgeteilt. Dies sind wiederum Begriffe aus einer spezifischen Form der Handlungsbeschreibung; sie sollten nicht, wie in der sprachanalytischen Philosophie geschehen, mit der Frage nach den Ursachen einer Handlung verwechselt werden. Es sind dies Begriffe aus völlig verschiedenen Erklärungsmodellen. Wird im Rahmen einer Handlungsbeschreibung nach den Gründen einer Handlung gefragte so liegt dem ein Begriff der Handlung als begründetes rationales Verhalten zugrunde. Dies impliziert, daß der Handelnde in der Lage sein muß, die Ziele und, in Relation zu diesen, die Vernünftigkeit der zu diesem Ziel führenden Handlungen anzugeben. Handlungsrationalität in diesem Sinne heißt nichts anderes, als daß die Handlungen in Relation zu den jeweiligen Zielen vernünftig sind, d.h. voraussehbar zum Erreichen des Ziels notwendig sind, und nicht mehr. Von Gründen für Handlungen zu reden legt nahe, den Entscheidungsprozess für Handlungen als eine Form des praktischen Schließens aufzufassen. Unter ‚Intention‘ würden dann die kognitiven Voraussetzungen, die Prämissen des Schlusses und der Schlußprozeß selbst fallen, womit dieser Begriff eindeutig überfrachtet wäre. Grice’s in späteren Definitionen der utterer’s meaning ausufernde Aufzählung von Intentionen, die für das Meinen logisch notwendig sind, läßt zu Recht darauf schließen, daß es ihm um eine logische Rekonstruktion der Prämissen von kommunikativem Handeln (und damit auch um Prämissen praktischen Schließens) geht. Wenn man die Intentionen als Prämissen des praktischen Schließens interpretiert, wird es notwendig, sie nach ihrer Stellung im Schlußprozeß aufzugliedern, und als solche zu kennzeichnen.

Eine Beschreibung der Intentionen als Teile eines Schlusses würde auch die häufig gestellte Frage umgehen, ob so komplexe Intentionen, wie Grice sie aufzählt, überhaupt noch bewußt gehabt sein können. Logische Rekonstruktion einer Handlung impliziert nicht, daß alle Voraussetzungen auch immer bewußt sein müssen. Sehr vieles im gewohnheitsmäßigen Handeln geschieht weitgehend automatisch; gerade wenn man Sprachverhalten als Handeln auffaßt, wird man oft nicht davon ausgehen können, daß alle Stationen im Schlußprozeß bewußt sind. Das heißt nun aber nicht, daß keine Handlungen mehr vorliegen; es ist lediglich der bewußte Prozeß aufgrund der Selbstverständlichkeit der Handlungen, der nahezu vollständigen Sicherheit, die gewünschten Resultate bei den jeweiligen Handlungen erwarten zu können, suspendiert und bleibt als Möglichkeit und als historische und begriffliche Notwendigkeit aufbewahrt, um bei Störungen jederzeit wieder in das Bewußtsein gerufen werden zu können.

Es wäre deshalb auch falsch, die (so als Schlußprozeß beschriebenen) Intentionen als Plan aufzufassen. Explizit formulierte Intentionen sind, wie auch Grice sieht,²⁰ gerade bei

¹⁹ G.E.M. Anscombe 1957, 9 ff.

²⁰ Grice 1957, 387. Vgl. auch Wetterström 1977, 108

sprachlichem Handeln vergleichsweise selten. Intentionen können immer erst nach erfolgter Handlung erschlossen werden. Wenn eine Handlung immer nur Handlung unter einer Beschreibung ist, dann werden als Intentionen zu dieser Handlung immer nur die Intentionen berücksichtigt, die unter der jeweiligen Beschreibung für die Handlung wesentlich sind. Die Einheit einer Handlung kommt durch die Subsumtion unter die gleiche Intention zustande.²¹ Wenn eine kommunikative Handlung als Ziel nur das Verstehen hat, werden auch nur die Intentionen berücksichtigt, die für diese Handlung notwendig sind. Dieselbe Handlung kann aber auch das Erreichen weiterer Folgen zum Ziel haben; unter dieser Beschreibung müssen dann also auch die weiteren Intentionen berücksichtigt werden (aber nur unter dieser Beschreibung).

Wenn Intentionen für uns nur als Intentionen für eine Handlung von Interesse sind, dann heißt das auch, daß es nicht möglich ist, sie unabhängig vom Gelingen einer Handlung zu sehen. Von Wright vermerkt zu Recht, daß man sich fragen kann, ob jemand überhaupt eine Handlung beabsichtigen kann, wenn er glaubte irgendeinen dafür notwendigen Schritt nicht vollziehen zu können,²² oder - noch weiter gehend - ob man jemandem zu Recht Handlungsintentionen zuschreiben kann, wenn offensichtlich ist, daß seine Aktivitäten nicht zu dem postulierten Resultat führen können. Er weist auch darauf hin, daß es keineswegs gewiß ist, daß ich selbst der beste Kenner meiner Intentionen bin: „Was ich von meinen eigenen Intentionen unmittelbar weiß, basiert nicht auf einer Reflexion über mich selbst. Mein Wissen ist die Intentionalität meines Verhaltens.“²³

Es bleibt für uns festzuhalten daß Grice unter des Begriff Intention alle Prämissen und Teile des Vorgangs des praktischen Schließens, die jeweils für eine Handlung (unter einer Beschreibung) notwendig sind, zusammengefaßt hat. Der Begriff ist damit eindeutig überladen, und es ist besser, seine einzelnen Bestandteile auseinander zu halten. Intentionen alleine reichen für die Analyse des kommunikativen Handelns natürlich nicht aus,²⁴ jedoch hat Grice in seinem Intentionbegriff schon viele dafür wesentliche Bedingungen mit einbegriffen. Seine Analyse ist daher nicht falsch, sie greift lediglich etwas zu kurz.

c. Wirkung

Nicht weniger umstritten als der Begriff der Intention ist der Begriff der intendierten Wirkung. Grice verwendet dafür die Begriffe ‚belief‘, ‚response‘ und ‚effect‘ ziemlich vermischt. Jeder dieser Begriffe bezieht sich auf einen anderen Erklärungskontext bzw. ein anderes Erklärungsinteresse. Der Begriff ‚Wirkung‘ zeugt von Grice's Bemühen, eine möglichst allgemeine Analyse von Meinen zu geben. Es soll noch nicht eingeschränkt werden, was alles bewirkt werden kann. Damit zieht er sich allerdings den Vorwurf zu, nicht genügend zwischen den Ergebnissen einer Handlung und möglichen weiteren Handlungsfolgen zu unterscheiden.²⁵ Diesem Vorwurf kann entgegnet werden, daß es von der jeweiligen Handlungsbeschreibung abhängt, welche Folgen noch mit einbezogen werden. Das Problem wird dabei aber nur verschoben auf die Unterscheidung zwischen kommunikativem Handeln und nicht-kommunikativen Handlungsfolgen, d.h. unter welcher Beschreibung (unter der Miteinbeziehung welcher Handlungsfolgen) man eine Handlung noch zu Recht als kommunikative Handlung beschreiben kann. Die Allgemeinheit der Grice'schen Definition hat den Vorteil, daß das Problem als solches bewußt bleibt und nicht durch vorgängige Ausgrenzungen verdeckt wird. Wenn man kommunikative Akte als Handlungen definiert, impliziert das meines Erach-

²¹ von Wright 1974, 87

²² von Wright 1974, 97

²³ von Wright 1974, 107 f. Vgl. auch Keller 1976, 10 „Intentionen sind nichts privates und nichts beliebiges.“

²⁴ siehe auch Facione 1971, 68; von Savigny 1975, 139

²⁵ Facione 1971, 14 kleidet das in die Worte, daß Grice illokutionäre und perlokutionäre Intentionen nicht unterscheidet. Diese Unterscheidung ist mir allerdings auch wieder zu schematisch.

tens, daß ein prinzipieller Unterschied zu anderen (nicht-kommunikativen) Handlungen nicht vorhanden ist. Als eine mögliche Grenzlinie könnte man noch am ehesten die Verwendung der Sprache annehmen. Dies scheint in der Tat nötig zu sein, da Grice sich nicht die Analyse von schlechthin kommunikativem Handeln als Ziel gesetzt hat, sondern die des Meinens. Auch hier erweist sich der rudimentäre Charakter seiner Analysen als problematisch; die allgemeine Definition von ‚Äußerung‘ (s.o.) z.B. läßt vermuten, daß es ihm doch um mehr als nur sprachliches Verhalten geht.

Der Begriff ‚response‘ erweckt Assoziationen zu behavioristischen Theorien (stimulus-response-Schema), die mit einer Analyse sprachlichen Verhaltens in Handlungs-Begriffen schlechthin inkompatibel ist. Grice grenzt seinen Ansatz denn auch eindeutig gegen eine kausalistische Interpretation ab.²⁶ Das Erkennen der Sprecher-Intention durch den Hörer soll ein Grund sein für seine Reaktion, nicht eine Ursache. Die Wirkung soll etwas sein, was ‚in der Kontrolle des Hörers‘ liegt; der Hörer muß eine prinzipielle ‚Freiheit des Akzeptierens‘ haben.²⁷ Dann sollte aber auch der Begriff Reaktion (response) fallen gelassen werden. Sinnvoll wäre vielleicht als die zu intendierende Wirkung das Verstehen aufzufassen, weil dann die aktive Leistung des Hörers deutlicher würde, und die Gefahr, die Hörer-Wirkung als pure (automatische) Reaktion mißzuverstehen, ausgeschlossen wäre.²⁸

Auf einer ganz anderen Ebene als die beiden genannten Begriffe liegt der Begriff ‚belief‘ für die intendierte Wirkung, weil er inhaltlich bezeichnet, was bewirkt werden soll. Mit diesem Begriff versucht Grice das, was man vielleicht als Inhalt einer Äußerung bezeichnen könnte, in die Definition des Meinens hereinzuholen. Der *belief* (Glauben, Überzeugung) soll das umfassen was der Sprecher ‚rüberbringen‘ (get across) will, doch zählt Grice auch noch das Erkennen der Intentions-Erkennungs-Intention des Sprechers dazu. Die Verwendung dieses Begriffs bot natürlich Anlaß, Grice die Verwechslung von illokutionären und perlokutionären Effekten vorzuwerfen,²⁹ da das Hervorrufen von Überzeugungen im Hörer in der Sprechakttheorie³⁰ als perlokutionäre Handlungsfolge nicht mehr zum Sprechakt gezählt wird. Grice sah sich dadurch genötigt, zwischen sogenannten ‚exhibitiven‘ und ‚protreptischen‘ Äußerungen zu unterscheiden, d.h. zwischen solchen Äußerungen, mit denen beim Hörer nur das Erkennen der Intention des Sprechers hervorgerufen werden sollte, und solchen, mit denen der Sprecher im Hörer den entsprechenden (aktiven) belief hervorzurufen intendiert.³¹ Grice sieht zwar richtig, daß diese Äußerungen unterschieden werden müssen, er sieht aber nicht, daß man Äußerungen auch als Handlungen unter Beschreibungen interpretieren kann, und daß der Unterschied der Wirkungen bei der Beschreibung der jeweiligen Handlung berücksichtigt werden muß. Es dürfte auf jeden Fall noch mehr Typen von kommunikativen Handlungen (und damit von Wirkungen) geben, als die beiden von Grice genannten. So wäre in diesem Fall die Handlung des Mitteilens von der des Überzeugens zu unterscheiden, Handlungen, die mit ein und derselben Äußerung vollzogen werden können. Das Problem entsteht u.a. daraus, daß Grice alle möglichen Handlungen unter den allgemeinen Begriff des Meinens zusammenfassen will.

Insofern Grice (als grundlegend für das Meinen) zumindest das Erkennen des Inhalts³² durch den Hörer (d.h. das Erkennen, daß der Sprecher intendiert, daß der Hörer erkennt,

²⁶ Grice 1957, 379 f.

²⁷ Grice 1957, 385

²⁸ Bennett 1976 scheint streckenweise eine verhaltenstheoretische Interpretation von Grice zu versuchen. Allerdings wird bei ihm nie ganz klar, ob die Betonung mehr auf der Funktion von Indizien (natürliche oder künstlich hervorgebrachte) als Ursachen für eine bestimmte Reaktion der beobachteten Individuen liegt, oder ob es auch möglich ist, diese Indizien als Prämissen in einem Schlußvorgang aufzufassen. Er scheint sich nicht klar darüber zu sein, daß es sich dabei um zwei grundverschiedene Erklärungsmodelle handelt, die er besser auseinanderhalten sollte.

²⁹ Siehe oben S. 13, Anm. 22

³⁰ Bei Austin 1972 und Searle 1971

³¹ Grice 1969, 172

³² Hier stellt sich natürlich die Frage, ob Grice nicht die Satzbedeutung schon voraussetzt. Darauf soll unten im Kapitel über das ‚Sagen‘ (Kap. II) näher eingegangen werden.

daß der Sprecher diesen Inhalt Übermitteln will) als zu intendierende Wirkung erklärt, ist der Begriff ‚belief‘ (Überzeugung) zu stark. Passender wäre es, vom Verstehen einer Äußerung zu reden, womit auch der Hörer, der bei Grice immer eine merkwürdig untergeordnete Rolle hat, in die Analyse mit einbezogen wäre. Es scheint mir keine so gravierende Veränderung des Grice’schen Ansatzes zu sein, daß sein Versuch als Ausgangspunkt für eine Theorie kommunikativen Handelns überflüssig würde (wie manche vermutet haben). Verstehen ist eine grundlegende Bedingung kommunikativer Interaktion, die erst einmal erfüllt sein muss, bevor weitere intendierte Folgen eintreten können.

Es bleibt festzuhalten, daß Grice mit den Wirkungen des Meinens in uneindeutiger Weise operiert, daß es aber möglich ist, durch das Einsetzen des Begriffs des Verstehens als Mindestvoraussetzung der intendierten Wirkung seine Analyse in Richtung auf eine Theorie des kommunikativen Handelns zu öffnen.

3. Erweiterte Definition: Ein infiniter Regreß ?

Um zum Ausgangspunkt zurückzukehren: Mit dieser Begrifflichkeit versucht Grice die Bedeutung von

„x meant something (on a particular occasion).“

„x meant that so-and-so (on a particular occasion).“

„A meant something by x (on a particular occasion).“

„A meant by x that so-and-so (on a particular occasion).“

aufzuklären wovon er sich eine Erklärung von

„x means (timeless) something (that so-and-so).“

„A means (timeless) by x something (that so-and-so).“³³

erhofft. Dies soll alles mit der oben genannten Definition des Meinens (utterer’s occasion meaning) geleistet werden. Grice’s Vorgehen ist eindeutig induktiv, er geht vom Sprecher zur Sprache, von dem, was ein Sprecher in einer bestimmten Situation meint, zu dem, was ein Ausdruck in einer Sprache situationsunabhängig bedeutet. „x bedeutete etwas“ soll äquivalent sein mit „jemand meinte etwas mit x“. Da die Bedeutung von Ausdrücken in Kapitel II ausführlich behandelt werden soll, werde ich hier zunächst nur auf die Definition der *utterer’s meaning* eingehen.

Wir hatten schon gesehen, daß Grice zunächst zwei Intentionen fordert, damit ein Akt des Meinens vorliegen kann: die Intention, eine bestimmte Wirkung beim Hörer zu erzielen (einen belief hervorzurufen), und die Intention, daß der Hörer diese Intention erkennt. Außerdem war die Beziehung zwischen diesen Intentionen festgelegt: das Erkennen der Intention des Sprechers seitens des Hörers soll ein Grund sein für den Hörer, auch die gewünschte Reaktion zu zeigen. In der erweiterten Definition macht Grice auch noch dieses Bedingungsverhältnis zu einer Intention des Sprechers.

In seinem über elf Jahre später erscheinenden Aufsatz „Utterer’s Meaning and Intentions“ geht Grice auf diverse Gegenbeispiele ein, die inzwischen gegen seine Definition vorgebracht wurden. Ausgehend von der Neuformulierung seiner ursprünglichen Definition versucht Grice, die ihm plausibel erscheinende Kritik bzw. Erweiterungsvorschläge in die Definition einzubauen. Die Neuformulierung lautet zunächst:

„U meant something by uttering x’ is true iff, for some audience A,

U uttered x intending

(1) A to produce a particular response r,

(2) A to think (recognize) that U intends (1),

(3) A to fulfill (1) on the basis of his fulfillment of (2).“³⁴

Nachdem er noch hinzugefügt hat, daß die Reaktion des Hörers „wenigstens teilweise aufgrund der Äußerung“ zustande gekommen sein muß (womit er die o.g. kausalistische Aus-

³³ Grice 1957, 381

³⁴ Grice 1969, 151

legung verhindern will), und das auch schon genannte Bedingungsverhältnis (Intentionserkenntnis soll Grund für die Reaktion beim Hörer sein) eingefügt hat, greift er einen von Strawson gemachten Verbesserungsvorschlag auf. Dieser fordert,³⁵ daß der Hörer wenigstens noch erkennen muß, daß der Sprecher intendierte, daß der Hörer erkennen sollte, daß der Sprecher intendierte, daß der Hörer die Reaktion zeigen sollte (z.B. zu glauben, daß p). Diese Einschränkung sei notwendig weil sonst Fälle, in denen U (nonverbal, durch irgendwelche Handlungen) eine ‚überzeugend aussehende Evidenz‘ arrangierte um eine Reaktion bei A hervorzurufen (wobei A zwar merkt, daß U die Reaktion r hervorrufen will, aber nicht glaubt, daß U intendierte, daß er das auch noch merken soll) noch unter die Definition des Meinens fallen. Strawson wie auch Grice operieren hier sehr viel mit dem intuitiven Verständnis des Ausdrucks ‚meinen‘; Grice’s Redefinitionen sind immer ad hoc auf einzelne Gegenbeispiele bezogen, die etwas unter das ‚Meinen‘ zählen lassen, das intuitiv ‚nicht dazu gehört‘.

Strawsons Vorschlag der Intentions-Erkennungs-Intention scheint noch plausibel zu sein. Der Sprecher muß voraussetzen können, daß der Hörer merkt, daß er mit seiner Äußerung etwas zu kommunizieren beabsichtigt. Allerdings hat die Formulierung dieser Bedingung durch Grice, als reflexive Intention, die (logisch) vorhergehende Sprecherintention zu erkennen, den Ring eröffnet für ein munteres Gegenbeispiele-Liefern durch seine Gegner, die immer verzwicktere Situationen erfanden, in denen es notwendig schien, eine weitere Stufe der Intentions-Erkennungs-Intentions-Erkennungs-(usw.)-Intention zu installieren. Der Vorwurf des infiniten Regresses lag auf der Hand.

Allerdings erwecken die meisten Kritiker den Anschein, als ginge es ihnen mehr um die Gültigkeit der Definitionen innerhalb logischer Systeme, als um die Klärung eines Sachverhaltes. Kriterium für die (angebliche) Notwendigkeit einer weiteren Stufe der Intentions-Erkennungs-Intentions ist nur die logische Möglichkeit eines solchen Regresses, nicht aber die Notwendigkeit dieser Bedingungen für das Zustandekommen von Kommunikation. Es wird meist übersehen, daß der befürchtete Regreß seine Grenze in der Fähigkeit der Handelnden findet, weitere Stufen der Intentionen überhaupt erwarten zu können. Sinn von Erklärungsmodellen sollte es doch sein, zunächst einmal die ‚Normalfälle‘ von Kommunikation erklären zu können, um dann, auf der Basis solcher Modelle, mögliche Abweichungen zu erfassen.³⁶

Welchen Charakter haben nun die Intentionen und die Beziehungen zwischen ihnen ? Sind es Bedingungen, die logisch notwendig sind, und gehören sie dann der Sphäre der Theorie an, oder sind es Vorgänge, die exakt so im Kopf der kommunizierenden Personen ablaufen? Da wir zum Kopf des Anderen keinen direkten Zugang haben, kann es sich bei diesen Bedingungen nur um eine logische Rekonstruktion von Mindestvoraussetzungen einer erfolgreichen Kommunikation handeln. Man kann (als wenigstes) annehmen, daß solche oder ähnliche Vorgänge tatsächlich beim Sprecher ablaufen; *für uns* bleiben die Bedingungen allerdings Modell. Man sollte sich deshalb bei der Rekonstruktion der Bedingungen fragen, von wie komplizierten reflexiven Intentionen man noch annehmen kann, daß ein durchschnittlicher Handelnder sie noch nachvollziehen kann.(bzw. von denen ein Sprecher noch erwarten kann, daß der Hörer sie nachvollzieht). Ich folge bei der Behandlung des infiniten Regresses Kemmerling:

„Unendlich viele der dem Kommunikator damit zugeschriebenen Absichten erleichtern weder das Zustandekommen von Kommunikation noch dessen Verständnis. Diese Absichten zu haben, ist kommunikativ witzlos. [...] Rationale Kommunikatoren werden diese Absichten also nicht haben.“³⁷

³⁵ Strawson 1964, 157

³⁶ Ich sehe selbst, daß dieses Postulat nicht unproblematisch ist; erstens geht es auch mir darum, mehr zu erklären, als das Vermitteln von Informationen, das meist als der ‚Normalfall‘ angesehen wird (und mehr, als nur den ‚direkten‘ Sprachgebrauch); festzulegen, was ‚normal‘ ist, ist vielleicht gerade bei der Vielfalt der kommunikativen Möglichkeiten sehr schwierig; zweitens schränkt eine solche Haltung natürlich die Erklärungskraft der Definition ein.

³⁷ Kemmerling 1979, 91

Es wird damit deutlich, daß der Bezugspunkt das ist, was für die Zwecke eines kommunikativen Handelns sinnvollerweise verlangt bzw. vorausgesetzt werden kann.

4. Meinen als praktisches Schließen

Ohne weiter auf die immer komplexen werdenden Redefinitionen von Grice einzugehen,³⁸ werde ich versuchen, herauszufinden, was von der Grice'schen Analyse übernommen werden kann. Es ist, glaube ich, sinnvoll, zu untersuchen, welche Funktion die Intentionen haben. Die Intention, eine Wirkung zu erzielen, ist sicher noch eine originäre Handlungsintention; auch die Intention, daß der Hörer die Intention erkennt, kann so betrachtet werden. Bei den Intentionen, die ein Hintergehen ausschließen sollen, kann man sich aber fragen, ob sie wirklich Intentionen bei jeder einzelnen Handlung sind. Es ist wohl sinnvoller anzunehmen daß solche Bedingungen zu den Voraussetzungen zählen, die Kommunikation überhaupt erst möglich machen.³⁹ Viele für Kommunikation notwendige Bedingungen werden von Sprecher und Hörer wechselseitig vorausgesetzt, bevor sie überhaupt in Interaktion miteinander treten.

Ich werde im Folgenden ein Modell rationalen kommunikativen Handelns vorschlagen, das der Grice'schen Analyse nicht widerspricht, sich aber auch nicht völlig mit ihr deckt. Ich glaube allerdings, daß ein Begriff des Meinens, wie Grice ihn zu entwickeln versucht, Voraussetzung für ein solches Modell ist. Es spricht einiges dafür, Sprechen, soweit es der Kommunikation dient, als eine kooperative Anstrengung im Rahmen sozialen Verhaltens zu verstehen.⁴⁰ Kooperation heißt hier nichts anderes, als daß ein Sprecher, der mit seiner Äußerung ‚etwas rüberbringen‘ will (eine bestimmte Wirkung erzielen will), gewisse Voraussetzungen beachten muss, die allgemein, oder in der jeweiligen Situation gelten. D.h. er muß in einer bestimmten Situation (in einer bestimmten Gemeinschaft, zu einer bestimmten Zeit) sein Handeln so ausrichten, daß er sich mit seinen Partnern ‚trifft‘, d.h. beim Sprechen das Verständnis erzielt, das er erzielen wollte.

Viele der Voraussetzungen lassen sich unter dem Begriff des gemeinsamen Wissens zusammenfassen. (Ich werde später näher darauf eingehen.) Zu diesem Wissen zählt auch die Kenntnis allgemeiner Regeln der Kommunikation, deren Befolgung beiderseits vorausgesetzt werden kann. Rational ist das Handeln insofern, als die notwendigen Prämissen beachtet werden, und der Handelnde daraus seine Schlußfolgerungen zieht. Wenn man Handeln (wie oben schon gesagt) als das Vollziehen praktischer Schlüsse auffaßt, wären die noch näher zu spezifizierenden) allgemeinen Voraussetzungen, die Handlungsziele (Intentionen) sowie die Kenntnis der möglichen und notwendigen Mittel (z.B. der Sprache) die Prämissen des Schlusses, und die vollzogene Handlung die Konklusion.

Einige Formulierungen von Grice (vor allem aber sein noch zu behandelndes Konzept der konversationellen Implikatur) lassen darauf schließen, daß ein solches Modell seiner Analyse nicht widerspricht. Er spricht sowohl von Gründen, als auch von Folgerungen, die der Hörer zu berücksichtigen hat. Wenn der Hörer einen Schluß vollzieht, dann besteht kein Grund, dies nicht auch vom Sprecher anzunehmen. Grice's Fehler ist nur, daß er versucht, alle Voraussetzungen in die Intentionen miteinzubeziehen. Da es unwahrscheinlich ist, daß Handelnde Bedingungen, die die Handlungen überhaupt erst möglich machen, jeweils neu inten-

³⁸ Grice fügt z.B. noch eine Ausschließungsklausel über ein sogenanntes ‚Folgerungselement‘ hinzu, die ausschließen soll, daß jemand weitere (verborgene) Intentionen hat, die A nicht erkennen soll. Damit soll auch dem infiniten Regreß (der denselben Zwecken diene) vorgebeugt werden. Da die Redefinitionen nichts wesentlich Neues bringen, können wir sie hier außer Acht lassen. Grice 1969, 159 ff.

³⁹ Daß solche Voraussetzungen wichtig werden könnten, zeigt Grice durch die Forderung nach Konversationsmaximen (Grice 1975. Dieser Aufsatz, der 1968 schon existierte, wurde erst sehr viel später veröffentlicht.) Vgl. dazu Kapitel IV dieser Arbeit.

⁴⁰ Lewis 1969 baut seine Konventionstheorie auf eben dieser Annahme auf. (In Kapitel II wird ausführlich auf ihn eingegangen.) Grice selbst nennt die Obermaxime das ‚Kooperationsprinzip‘.

dieren, muß man zwischen Voraussetzungen und Intentionen des Handelns klar unterscheiden. Wie Kemmerling zu Recht anmerkt,⁴¹ zählt z.B. die Intention, die die rationale Verbindung zwischen Erkennen der Intention und gewünschter Reaktion herstellt zu den Voraussetzungen des Handelns, die nicht erst durch das Handeln hergestellt werden. Als eigentliche Handlungsintentionen sollten nur die Überlegungen des Handelnden gelten, die das gewünschte Resultat des Handelns betreffen. Alles andere gehört zu den Voraussetzungen des Handelns.

Noch nicht beantwortet wurde die Frage, ob dieser rationale (wohlgemerkt: zweckrationale) Schlußprozeß vom Handelnden bewußt vollzogen wird. Viele der notwendigen Voraussetzungen werden von den Handelnden sicher unhinterfragt vorausgesetzt, ohne immer im einzelnen bewußt zu sein. Aber was heißt denn ‚Bewußtheit‘ von Handlungsentscheidungen? Die wesentlichen Voraussetzungen, wie das Wissen um die Situation, sind doch meist intuitiv erfaßt. Auch Regeln des Handelns, d.h. Wissen um die Mittel, die einer Handlung am ehesten zum Erfolg verhelfen,⁴² bilden einen unterbewußten Grundstock des praktischen Wissens, der, in einem starken Sinn von Bewußtheit, als etwas, worauf sich die Denkkaktivität voll richtet, zwar nicht bewußt genannt werden kann, aber in einem schwächeren Sinn, als etwas, das jederzeit ins volle Bewußtsein zurückgerufen werden kann, durchaus bewußt ist. Wie bei jedem gewohnheitsmäßigen Verhalten, ist auch beim kommunikativen Handeln eine große Handlungssicherheit da, die aus einer gesicherten Erfahrung entspringt. Dort, wo diese Erfahrung in Frage gestellt wird, (z.B. in Institutionen, die nach ihren eigenen internen Regeln verfahren wie z.B. Justiz, Behörden, Universitäten) wird auch die Verhaltenssicherheit tendenziell aufgelöst. Ein Bewußtmachen der Vorgänge ist aber jederzeit möglich.⁴³

Wenn man von Wright in seinem Handlungsbegriff folgt, dann kann man von Intentionen auch nicht ohne weiteres als von *vor* dem Handeln bewußten Vorgängen reden. Gerade beim Sprechen bilden sich die Intentionen oft erst *im* Reden. Wie schon sehr früh Kleist⁴⁴ erkannt hat, und später Wygotsky⁴⁵ ausführlich erklärt hat, bekommen die Gedanken (man kann in unserem Zusammenhang auch sagen: das, was der Sprecher ausdrücken möchte) ihre genaue Gestalt erst in dem Sprechen. Es entwickeln sich nicht erst sprachunabhängige Gedanken, die dann in Sprache transformiert werden. In spontaner Kommunikation wird deshalb das Bilden einer Intention mit dem Sich-Äußern identisch sein bzw. unmittelbar zusammenfallen. Nur in schwierigen Kommunikationssituationen (wie z.B. in Seminaren, vor Gericht u.ä.) wird ein Sprecher sich genau vorher überlegen, was er sagte und die Formulierung im Stillen vor sich hin sprechen (natürlich immer schon in der Sprache).⁴⁶

Man kann sich dann fragen, ob Grice's Begriff des Meinens mit diesen Aussagen noch zu vereinbaren ist, ob Grice nicht in jedem Fall so etwas wie ein bewußtes Meinen gemeint hat. Da der Begriff des Meinens ja zu den ‚Gelegenheitsarbeitern‘ der Sprache zählt, ist nicht auszuschließen, daß er auch bei Grice solche Gelegenheitsarbeiten verrichtet. Grice unterscheidet z.B. nicht deutlich, etwas mit einer Äußerung zu meinen, und etwas mit einer Handlung zu meinen.⁴⁷ Man kann daraus aber auch schließen, daß das Verständnis von Äußerungsakten als Handlungen auch im Alltagsverständnis vorhanden ist.

Man könnte den Vorwurf machen, daß der Begriff des Meinens, wie er von Grice definiert, und von mir erweitert wurde, kontraintuitiv verwendet wird. Dieser Vorwurf wäre gerade gegen Grice schwer zu halten, da die umgangssprachliche Intuition oft ein wichtiges Kriterium

⁴¹ Kemmerling 1969, 109

⁴² Eigentlich müßte man hier ‚Absicht‘ sagen, weil im Begriff der Handlung die Mittel ja schon inbegriffen sind.

⁴³ Zum Begriff des gemeinsamen Wissens werde ich in Kapitel III noch nähere Ausführungen machen.

⁴⁴ In „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.“

⁴⁵ L. S. Wygotsky 1977

⁴⁶ Auf diesem Hintergrund wird auch das Prinzip der Ausdrückbarkeit, das Searle postuliert, problematisch. Solange es verlangt, daß alles, was man Denken kann, man auch sagen kann, widerspricht es dem eben gesagten aber nicht, da man (nach Wygotsky) nur das denken kann, was man auch sagen kann.

⁴⁷ Im Deutschen würde man von Handlungen eher sagen: „Ich habe das nicht gewollt.“ Allerdings gibt es die Redeweise „so war das nicht gemeint“ auch für Handlungen. Im Englischen ist der Sprachgebrauch eindeutiger. Da wird ‚mean‘ auf Handlungen ebenso wie auf Äußerungen angewendet.

für ihn ist, die Definition zu verbessern.⁴⁸ Unsere Definition bezieht sich zwar auf den Begriff der kommunikativen Handlung, dies aber nur insofern als in ihm zusammengefaßt werden soll, daß man mit einer Äußerung (Objekt, Resultat) etwas meinen kann, und daß man mit einer Handlung etwas meinen kann. Daß beides zusammengehört insbesondere, daß das Meinen mit einer Äußerung (Objekt) Ergebnis des Meinens als Handlung ist, versucht Grice mit seiner Analyse von ‚meaning‘ zu zeigen.

Bisher wurde nur das Meinen mit einer Handlung (in einer bestimmten Situation) behandelt. Grice interessiert sich ebenso sehr, für das, was das Gesagte (das Äußerungsobjekt) unabhängig von einer Situation meint (bedeutet). Im folgenden Kapitel werde ich auf diese Äußerungsbedeutung eingehen. Unter dem (von Grice vorgeschlagenen) Oberbegriff des ‚Sagens‘ werde ich untersuchen, ob die Herleitung der Bedeutung-in-einer-Sprache aus dem Meinen-in-einer-Situation, wie Grice sie fordert und zu beweisen versucht, überhaupt, und so, wie er es vorschlägt, möglich ist.

⁴⁸ Mit Formulierungen wie: „Das würde man nicht mehr ‚Meinen‘ nennen.“

II. S a g e n

1. Bedeutung als Voraussetzung des Meinens

Ein Hauptvorwurf, der Grice gemacht wurde, ist, daß seine Theorie des Meinens die Existenz einer Sprache mit ihren Bedeutungen, bzw. die Kenntnis der Bedeutungen der geäußerten Wörter und Sätze, bereits voraussetzt. Damit wäre, so der Einwand, die Zirkularität von Grice's Definitionen nachgewiesen, und die Herleitung der Satzbedeutungen aus dem Meinen, die Grice anstrebt, gescheitert; seine Theorie könne somit ad acta gelegt werden.⁴⁹ Es stellt sich nämlich zwangsläufig die Frage, wie der Transfer vom Sprecher zum Hörer geschieht, d.h. wie der Hörer das erkennt, was er ‚glauben‘ soll. Die Analyse des Meinens war bislang eine formale Analyse, bei der der ‚Inhalt‘ des Meinens, das, was der Sprecher übermitteln möchte, in dem Begriff des ‚Erkennens der Sprecherintention‘ durch den Hörer eher abgeschoben als erklärt wurde. Dieser Begriff allein sagt noch nichts darüber aus, wie die Beziehung zwischen Sprecher und Hörer über die Äußerung hergestellt wird. Für das Erkennen der Intention des Sprechers braucht der Hörer Anhaltspunkte, von denen beiden, Sprecher wie Hörer, bekannt ist, daß sie sich auf einen bestimmten ‚Inhalt‘ beziehen. Eine Theorie, die das Meinen wirklich erklären will, kommt ohne eine Aussage über die Beziehung der Äußerungshandlung zu dem, was geäußert wurde, nicht aus.

In Grice's beiden ersten Aufsätzen zum Problem der meaning⁵⁰ heißt das Analysandum ‚*U meinte etwas*‘, während er in „Utterer's Meaning, Sentence-Meaning and Word-Meaning“ den Satz ‚*U meinte daß p*‘ zum Ausgangspunkt nimmt. Das ‚*p*‘ wird gewöhnlich zur Notierung der Proposition, die mit einem Satz ausgedrückt wird, verwendet; es ist nicht klar, ob Grice hier Propositionen meint. Wenn dieses *p*, als das, was mit der Kommunikationshandlung übermittelt werden soll, ohne näher bestimmt zu werden, vorausgesetzt wird, dann kann man annehmen, daß Grice meint, daß es auch beim Meinen vorausgesetzt wird, d.h. daß der Sprecher immer schon erwartet, daß der Hörer die geäußerten Worte (in einem bestimmten Sinn von Verstehen) versteht. Daraus wird deutlich, daß Grice offensichtlich eine analytische Trennung zwischen dem Meinen und der Bedeutung (von Wörtern und Sätzen) vornimmt, obgleich er andererseits das Meinen als übergreifenden Begriff verwendet wissen will, und die Bedeutungen logisch aus dem Meinen herleiten will. Für eine Theorie kommunikativen Handelns, die sich des Grice'schen Meinens bedient, wäre es notwendig klarzumachen, daß die Analyse von Satzbedeutungen auf einer anderen Erklärungsebene liegt, als die des Meinens.

In Grice's Analyse des Meinens wird also die Kenntnis der Bedeutungen der geäußerten Worte schon vorausgesetzt. Die berechtigte Erwartung des Sprechers, daß der Hörer diese Bedeutungen kennt, und deren Kenntnis durch den Sprecher selbst, wären also Prämissen im Schlußprozeß sowohl des Sprechers (Sprech-Handlung) als auch des Hörers (Verstehens-Akt), allerdings sehr zentrale Prämissen. Da die Prämissen durch die Definition des Meinens nicht miterklärt werden, bedarf auch die Prämisse der Sprachkenntnis, bzw. der Sprach-Bedeutung einer gesonderten Erklärung.

⁴⁹ So z.B. Ziff, Black, Tugendhat.

⁵⁰ Grice 1957 und 1969 (Dieser Aufsatz geht im Vorlesungsmanuskript [1968 MS] dem Aufsatz von 1968 voraus.)

Grice unterscheidet vier Typen von Bedeutungsspezifikationen:⁵¹

- „(1) „x (utterance-type) means ‚...‘ „ (Specification of timeless meaning for an utterance-type)
- (2) „x (utterance-type) meant here ‚...‘ „ (Specification of applied timeless meaning for an utterance-type)
- (3) „U meant by x (utterance-type) ‚...‘ „ (Specification of utterance-type occasion-meaning)
- (4) „U meant by uttering x that ... „ (Specification of utterer's occasion-meaning“)

Erklärtes Ziel seiner Analysen ist es, ausgehend von der These, daß das Sprecher-Meinen durch Bezug auf die Sprecher-Intentionen erklärt werden kann, die zeitlose Bedeutung (1) und die angewandte zeitlose Bedeutung (2) von Äußerungstypen mittels des Begriffs des Sprecher-Meinens (4) zu erklären. Es hat den Anschein, daß Grice mit dieser Auflistung so etwas beabsichtigt wie eine Skala, deren Extreme die (zeitlose) Sprachbedeutung auf der einen, und das Meinen eines Sprechers auf der anderen Seite sind, wobei der Zwischenraum mit Übergangsformen ausgefüllt ist. Die Bemerkung, daß die Typen nicht einer gewissen Festlegung entbehren, läßt darauf schließen, daß er sich die Übergänge auch fließend vorstellen kann.

Es stellt sich die Frage, ob eine solche Annahme einen analytischen Wert hat. Wenn wir von der Annahme ausgehen, daß Grice mit der *utterer's meaning* kommunikatives Handeln erklärt, und nicht ‚Bedeutung‘ im traditionellen Verständnis dieses Begriffs, dann fragt sich, ob dieser Erklärungsversuch (der ein bestimmtes Modell von Kommunikation vorschlägt) mit dem Begriff der (sprachlichen) Bedeutung überhaupt in Einklang gebracht werden kann. Denn offensichtlich geht es bei der sog. ‚zeitlosen Bedeutung‘ von Wörtern und Sätzen nicht mehr um Kommunikation, bei der ja Zeit und Situation wesentliche Voraussetzungen für das Verstehen des Gemeinten sind. Vielmehr geht es um Sprache. Wiewohl Sprache ein wesentliches Mittel der Kommunikation ist, sollte man Kommunikation nicht mit sprachlicher Kommunikation gleichsetzen. Die Analyse kommunikativen Handelns liegt auf einer ganz anderen Erklärungsebene, als die Untersuchung von Sprache; ihr Gegenstandsbereich ist verschieden.

Um die Unterschiedlichkeit der Gegenstände (die unterschiedliche Erklärungsmodelle bedingt) besser erkennen zu können, müssen wir zunächst klären, was u.a. unter Sprache verstanden werden kann. Üblicherweise wird die Sprache als ein System von Regeln beschrieben: Regeln der Phonologie, der Syntax, der Semantik. Ihr wird ein Grundstock phonetischer Formen, syntaktischer Strukturen, wie auch ein Lexikon zugeschrieben, das die Bedeutungen der Wörter enthält. Die Betonung bei dieser Art der Betrachtung der Sprache liegt auf ihrem Systemcharakter. Diesem Gedanken liegt die Vorstellung einer vollständigen und in sich stimmigen Ordnung der Strukturen und Regeln der Sprache zugrunde. Systemmodelle können bestimmte Zwecke erfüllen; z.B. kann es für das Lehren einer Sprache sinnvoll sein, das zunächst undurchdringbar scheinende Chaos sprachlicher Formen zu ordnen, gewisse Grundfunktionen klarer herauszustellen, und in eine Beziehung zueinander zu setzen. Sicher ist, daß die Formen, Strukturen und Funktionen der Sprache von den Sprachbenutzern immer schon gewußt werden, indem sie sie benutzen, und damit auch verstanden werden. Eine theoretische Erfassung dieser Strukturen kann deshalb nur empirisch vorgehen, im nachhinein die Arten des Gebrauchs erklären. Nun ist empirisches Forschen sicher nicht Aufgabe der Philosophie, selbst wenn man nicht verschweigen darf, daß Philosophen, wenn sie (wie Grice) von ihrem eigenen intuitiven Sprachverständnis ausgehen natürlich von ihren Erfahrungen ausgehen, also auch (in einem gewissen Sinn) ‚empirisch‘ arbeiten. Eher ist es schon Aufgabe der Linguistik, die von Philosophen und Linguisten aufgestellten Modelle auf ihre Plausibilität hin zu überprüfen.

Abseits von dieser Art von ‚Empirie‘ diene die Beschäftigung mit Sprache manchen Philosophen zu ihren spezifischen wissenschaftsinternen Interessen. Ein solches Interesse ist z.B. das Bemühen um die Klärung zentraler logischer Grundfunktionen. Die Logik ging ja anfangs von dem Anspruch aus, Grundformen der Sprache zu erhellen; nur mußte sie sich,

⁵¹ Grice 1969, 149.

je mehr von ihr das Erfüllen bestimmter theoretischer Zwecke erwartet wurde (wie z.B. Klarheit, Folgerichtigkeit, Widerspruchsfreiheit) immer mehr von ihrem ursprünglichen Bezugspunkt - der Sprache, wie sie von den Menschen tatsächlich gesprochen wird - entfernen.⁵² Im Rahmen theoretischer Bemühungen haben diese Anforderungen ihren Sinn, nicht jedoch, wenn sie auf alltägliche Erscheinungen projiziert werden. Die Logik ist ein Modell, oder besser gesagt eine Technik. Dieser Technik-Charakter begegnet uns auch bei allen Modellen der Grammatik, die häufig in hochartifizierlicher Weise Strukturierungs- und Generierungsregeln behaupten, die vielen gestandenen Sprachlehrern Verständnisschwierigkeiten bereiten. Ich will nicht behaupten daß solche Modelle nicht einen bestimmten Sinn haben können, doch sollte festgehalten werden, daß sie einem anderen Interesse entspringen, als dem der Erklärung der Sprache in der kommunikativen Interaktion,

Näher an unserem Thema als Strukturregeln liegen die Bedeutungen in einer Sprache. Lange Zeit ist die Sprachwissenschaft über das reine Aufzeichnen von Bedeutungen in Lexika nicht hinaus gekommen. Auch dieses Bemühen hat einen Sinn (z.B. für das Sprachlehren, oder für sprachhistorische Betrachtungen), doch kann nicht behauptet werden, daß damit das ‚Wesen‘ der Bedeutungen erklärt wird. Auch diejenigen, die ein Lexikon aufstellen, nehmen (durch den Verweis auf Fundstellen) letztlich immer Bezug auf Gebrauchsweisen von Ausdrücken in der Alltagssprache.

Will man Bedeutungen von Wörtern und Sätzen erklären, kommt man um deren Gebrauch in der normalen Sprache nicht herum. Um diese Redeweise (vom ‚Gebrauch‘ der Sprache) näher zu erläutern, und um verständlich zu machen, auf welchem Hintergrund ich die Grice'sche Theorie interpretiere, will ich in einem Exkurs eine mögliche Auffassung von Sprache, die Ludwig Wittgensteins, erläutern, der die These aufgestellt hat, daß sprachliche Regeln immer Regeln des Gebrauchs sind.⁵³

Exkurs: Wittgenstein über Sprache, Bedeutung und Meinen⁵⁴

Wenn es auch keine direkte Verbindungslinie zwischen Wittgenstein und Grice gibt, so scheint es dennoch sinnvoll seine Betrachtungen über die Funktionsweise der Sprache, wie sie sich vor allem in den Philosophischen Untersuchungen⁵⁵ niedergeschlagen haben, zu Rate zu ziehen. Wie auch Grice, beschränkt Wittgenstein sich nicht auf die Sprache als gegebenes Regelsystem, sondern versucht, von ihren Funktionen im alltäglichen Gebrauch, aus dem erst sich ihre Mechanismen entwickeln, ausgehend ihre Arbeitsweise zu beschreiben. Wittgenstein nähert sich der Sprache, indem er die Verwendung zentraler Begriffe, die sprachliche Mechanismen oder mit ihr zusammenhängende Vorgänge beim die Sprache gebrauchenden Menschen bezeichnen, untersucht.

Erst die Untersuchung solcher Begriffe (wie Meinen, Verstehen, Bedeutung etc.) und die Durchbrechung alter philosophischer Vorurteile, die durch deren falsche Verwendung, oder Mißverständnisse bezüglich ihrer Verwendung entstehen, d.h. die Aufhellung ihrer Verwendungsweisen, kann uns Klarheit über das Funktionieren der Sprache geben: „Die Philoso-

⁵² Grice bemüht sich (an anderer Stelle) um die Klärung der Funktion logischer Partikel in natürlichen Sprachen. Auf diese (sicherlich wichtige) Frage des Zusammenhangs zwischen Logik und Umgangssprache kann im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden. (Grice 1961, 1968MS)

⁵³ Grice vermeidet die Verwendung Wittgensteinschen Vokabulars. Er hält die ‚Bedeutung ist Gebrauch‘-These für problematisch. Welchen Sprachbegriff Grice selbst hat, wird noch weiter unten zu behandeln sein. - Ich habe nicht vor, Grice schlichtweg mit Wittgenstein zu interpretieren. Allerdings glaube ich, daß eine auch auf Grice's Theorie der *utterer's meaning* aufbauende Theorie kommunikativen Handelns von Wittgenstein profitieren kann. Da ich dies im Rahmen dieser Arbeit nicht im Einzelnen nachweisen kann, behandle ich Wittgensteins Theorie nur in einem Exkurs.

⁵⁴ Um den Zusammenhang der Darstellung nicht zu zerstören, belasse ich die Erläuterungen zu Wittgensteins Verständnis vom Meinen, die eigentlich nicht in dieses Kapitel gehören, in diesem Exkurs.

phie ist ein Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache.“⁵⁵

Der entscheidende Vorteil der Wittgensteinschen Theorie in unserem Zusammenhang ist, daß Sprache nicht als statisches System angesehen wird, sondern als dynamischer Prozeß, der in den Lebens- und Arbeitszusammenhang der Menschen eingebettet ist, und, wie alle Formen sozialen Verhaltens, Veränderungen unterliegt: „Eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.“⁵⁶ Diese Auffassung geht auch in den Begriff der Bedeutung ein. Wittgenstein wendet sich gegen die klassische Bedeutungstheorie, die sogenannte Gegenstandstheorie der Bedeutung, die die Bedeutung aus der Bezeichnungsfunktion der Wörter gegenüber Gegenständen in der Welt ableitet, und die Wörter als Namen auffaßt. Diese Theorie ist nicht in der Lage, Bedeutungsverschiebungen und Mehrdeutigkeiten, wie sie beim Alltagsgebrauch der Sprache immer auftreten, zu erklären. Demgegenüber kann die Bedeutung von Wörtern und Sätzen nach Wittgenstein einzig aus ihrem Gebrauch erklärt werden: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“⁵⁷

Untersuchung von Sprache, von Bedeutungen in einer Sprache, heißt zuerst Bezugnahme auf ihre Praxis, ihre Funktion in der alltäglichen, über Sprache vermittelten, mit Sprache arbeitenden Interaktion. In einer Praxis, d.h. in konkreten Situationen, gebrauchen wir die Sprache, in ihr lernen wir den Gebrauch der Wörter und Sätze.⁵⁸ Nur die Art, wie die Wörter gebraucht werden, erklärt uns ihre Bedeutung; ihre Erklärung ist ihre Bedeutung.⁵⁹ Daraus folgt, daß Wörter nicht allgemein festgelegte Bedeutungen haben, sondern „ein Wort hat die Bedeutung, die jemand ihm gegeben hat.“⁶⁰ Die Sprecher geben den Wörtern die Bedeutungen durch die Art, wie sie sie in einer bestimmten Situation verwenden. Die Kenntnis der Situation bedingt also unmittelbar das Verständnis der Bedeutungen.

Dieser Ansatz beinhaltet natürlich, daß die mittels Sprache Interagierenden nicht sämtliche Verwendungsweisen der Wörter zugleich wissen können. Wir können den Gebrauch unserer Wörter nicht übersehen.⁶¹ Die Verwendungsweisen der Wörter sind nicht etwas, was ihnen sozusagen anhängt.

Die Bedeutung ist nicht die Summe aller Verwendungsweisen, wie manche es gerne sehen würden.⁶² Den Versuch, hinter den Bedeutungen etwas Statisches, in irgendeiner Weise Eingrenzbare und vollständig Erfassbares zu sehen, weist Wittgenstein immer wieder zurück. Ohne in einer Verwendungssituation zu stehen, sind die Wörter gleichsam nackt, erst in einer Verwendung haben sie Bedeutung.⁶³ (Und mit der Verwendung ist der Gebrauch im Alltag der Sprache gemeint, nicht der Gebrauch durch den Theoretiker, als Beispiel. „Die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert.“⁶⁴)

Der Begriff ‚Gebrauch‘ wird von Wittgenstein in zweierlei Weise verwendet. Zum einen bezeichnet er den tatsächlichen Gebrauch von Wörtern und Sätzen in einer aktuellen Sprechsituation, zum anderen die ‚Gebrauchsweisen‘, die von der jeweiligen Situation schon abstrahiert sind. (In der englischen Fassung der „Philosophischen Untersuchungen“ wird ‚use‘ von ‚usage‘ unterschieden. In der deutschen Fassung ist nicht immer ganz klar, auf welche Gebrauchsweisen des Wortes ‚Gebrauch‘ sich Wittgenstein jeweils bezieht.) ‚Gebrauchsweisen‘ sind Regeln der Verwendung, wie sie als Konventionen die Möglichkeit der Verwendung eines Wortes präformieren. Sprachhistorisch sind die einzelnen Verwendungsregeln aus aktuellen Verwendungssituationen abgeleitet, dem einzelnen Sprachbenutzer treten sie aber

⁵⁵ Wittgenstein 1971 § 109 (künftig zitiert als PU)

⁵⁶ PU § 19

⁵⁷ PU § 43

⁵⁸ Wittgenstein 1970 b, § 61

⁵⁹ PU § 560

⁶⁰ Wittgenstein 1970 a, 52 (künftig zitiert als BB)

⁶¹ PU § 122

⁶² BB S. 116; PU § 183

⁶³ PU § 349

⁶⁴ PU § 38

durchaus als Regeln gegenüber. Doch wird die Regel in jeder einzelnen Verwendungssituation neu bestätigt, oder auch verändert. Bezugspunkt der Regel ist also immer die aktuelle Verwendungsweise, wenn sie auch in ihrem Regelcharakter, als das einzelne Individuum und die einzelne Situation übergreifende Konvention zu einem Abstraktum wird.

Wenn man, wie Wittgenstein, die Bedeutungen, also die ‚inhaltliche‘ Seite der Sprache, aus ihrem Gebrauch ableitet, dann fragt sich, wie die formalen Strukturen der Sprache, die grammatischen und syntaktischen Regeln, erklärt und zur Herleitung der Bedeutungen aus dem Gebrauch in Beziehung gesetzt werden. Wenn Wittgenstein im „Blauen Buch“ sagt: „Einen Satz verstehen heißt, eine Sprache verstehen.“,⁶⁵ dann muß man fragen, ob er sich damit auf die Sprache als ein streng gegliedertes System von grammatischen Regeln bezieht. Wittgenstein leugnet nicht die Existenz solcher syntaktischen Strukturen und Regeln, doch scheinen sie ihn wenig zu interessieren. Die Bedeutungen der Wörter, als ihre Verwendungsregeln, und die abstrakten Ordnungsschemata der Grammatik liegen für ihn auf zwei völlig verschiedenen Ebenen.⁶⁶ Doch ist es für ihn klar, daß auch die formalen Strukturregeln letztlich (historisch) aus dem aktuellen Gebrauch der Sprache entstehen. Auf jeden Fall existiert eine einheitliche formale Ordnung der Sprache für ihn nicht. (Hier rückt er von einem idealisierten Sprachbegriff ab, den er selbst noch im „Tractatus logico-philosophicus“ vertreten hat.)

„Wir erkennen, daß, was wir ‚Satz‘, ‚Sprache‘ nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger miteinander verwandter Gebilde.“⁶⁷

Eine Ordnung, wenn denn überhaupt so etwas angestrebt werden sollte muß Resultat des alltäglichen Gebrauchs der Sprache sein; sie festzuschreiben, wie es zwar häufig getan wird (in Lexika und Schulgrammatiken), mag bestimmte Bedürfnisse erfüllen, etwa das, die Sprache in der Schule zu lehren (wiewohl das echte Lernen der Sprache nur in ihrer aktuellen Verwendung vor sich gehen kann) doch kann damit die Variabilität und Vielschichtigkeit der Sprache nicht erfaßt werden. Wenn die Verwendung der Sprache ihre Funktion erfüllt, wenn die Sätze und Wörter, wie auch immer sie verwendet werden, verstanden werden, dann sind sie auch ‚in Ordnung‘.

„Einerseits ist klar, daß jeder Satz unserer Sprache ‚in Ordnung ist, wie er ist‘. D.h., daß wir nicht ein Ideal anstreben. Andererseits scheint es klar: Wo Sinn ist, muß vollkommene Ordnung sein. Also muß die vollkommene Ordnung auch im vagsten Satz stecken.“⁶⁸

Sinnvoll ist alles, was im Gebrauch der Sprache eine Funktion erfüllt und verstanden wird. Etwas als sinnlos zu bezeichnen, heißt, eine Grenze zu ziehen, wobei immer gefragt werden muß, wo und wozu diese Grenze gezogen wird.⁶⁹ Das Bewußtsein, daß diese Grenze gezogen worden ist, sollte immer vorhanden bleiben, mithin, daß diese Grenze durchbrechbar ist. Sicherlich ist die Sprache nicht etwas, was schlechthin beliebig ist: „Nur in einer Sprache kann ich etwas mit etwas meinen.“⁷⁰ Dem einzelnen Individuum werden die meisten Regeln als etwas erscheinen, was weitgehend seinem Einfluß entzogen ist; und sie sind ihm auch vorgegeben, und werden von betreffenden Institutionen (Schulen, Universitäten, Duden-Ausschüsse, Grammatiktheoretiker) auch als Normen dargestellt und so sanktioniert (oft, obwohl seine ‚regelwidrigen‘ Äußerungen in der aktuellen Situation sehr wohl verstanden werden). Relativ zur Sprachgemeinschaft, in ihrer historischen Entwicklung, sind die Regeln der Sprache allerdings schlechthin beliebig. Die Sprache ist eine ‚Lebensform‘, die so dynamisch ist, wie die Lebenspraxis selbst; kein Systematisierungsversuch kann ihren prinzipiell arbiträren Charakter verschütten.

Wird die Bedeutung von Äußerungen so sehr an Verwendungsregeln gebunden, die Resultate der Verwendung der Wörter in einzelnen Situationen sind, so müßte der Begriff des Meinens einen zentralen Stellenwert bekommen als etwas, das die Intention des Sprechers

⁶⁵ BB, 21

⁶⁶ Er unterscheidet sogar einmal die ‚Tiefengrammatik‘ von der ‚Oberflächengrammatik‘. (PU, § 664)

⁶⁷ PU, § 108

⁶⁸ PU § 98

⁶⁹ PU, § 499

⁷⁰ PU, S. 38

beim Äußern eines Satzes umschreibt. Doch ist Wittgenstein außerstande (und lehnt es auch ab), diesen Begriff zu definieren, dessen Verwendung schillernd ist. Er warnt davor, gewissen Analogien in der Verwendungsweise zu anderen Begriffen (wie z.B. ‚Denken‘ und ‚sich vorstellen‘), die nahe gelegt werden, zu folgen. Diese Analogien lassen das Meinen als einen geistigen Vorgang erscheinen, der das Äußern des Satzes begleitet. Wittgenstein verneint jedoch die Existenz irgendeiner solchen geistigen Tätigkeit, die über das Sprechen hinausgeht: „Und nichts verkehrteres, als Meinen eine geistige Tätigkeit nennen.“⁷¹

‚Man kann nur in einer Sprache etwas meinen‘ heißt auch, Es gibt nicht zwei gleichzeitig unabhängig voneinander herlaufende Tätigkeiten des Meinens und Sagens. Man kann vor dem Reden etwas zu sagen beabsichtigen, oder sich hinterher daran erinnern, was man sagen wollte, aber man kann sich nicht sozusagen während des Redens einen (anderen) Satz vorstellen: ‚Das und das meine ich mit dem Satz, den ich gerade sage.‘⁷² Nach Wittgensteins Meinung unterscheidet sich das ‚sprechen und meinen, was man sagt‘ vom gedankenlosen Sprechen‘ durch nichts, was während des Sprechens geschieht, wohl aber durch etwas, das vorher oder nachher geschieht.⁷³ Das heißt: Das Wort ‚Meinen‘ wird oft so verwendet, daß ein Sprecher, nachdem er etwas gesagt hat, diese Äußerung für den Hörer, der sie vielleicht nicht in des Sprechers Sinn verstanden hat, deutet, erklärt, und dabei unter Umständen auf eine Absicht Bezug nimmt, die er vor dem Sprechen gefaßt hatte; oft wird aber die Deutung auch Momente enthalten, die dem Sprecher vorher nicht bewußt gewesen waren.

Eine solche Verwendung des Wortes ‚Meinen‘ verbietet es, darin einen das Sprechen notwendig begleitenden, gleichwohl von ihm unterschiedenen Vorgang zu sehen. Vieles, das gewöhnlich mit den Worten ‚Ich meinte ...‘ eingegrenzt wird, ordnet Wittgenstein den Umständen des Sprechens, der jeweiligen Verwendungssituation zu, aus denen das ‚Gemeinte‘ erschlossen werden kann.⁷⁴ Für ihn gehört das ‚Meinen‘ offensichtlich zu dem Komplex der Bedeutung als Gebrauch: Wie sich die Bedeutung eines Wortes (Satzes) aus dem jeweiligen Gebrauch erschließt, so bestimmt sich die ‚Meinung‘ aus der jeweiligen Situation, ohne dass, weder im einen, noch im anderen Fall, etwas fest Umgrenzbare als ‚Meinung‘ oder ‚Bedeutung‘ sich herauskristallisiert.

Wittgenstein hält das Wort ‚Meinen‘ für einen ‚Gelegenheitsarbeiter‘ in der Sprache (wie viele Wörter, die für philosophische Verwirrung sorgen), das keine regelmäßigen Funktionen erfüllt. Das Schillern dieses Begriffs kann deshalb auch nicht durch Definition gebannt werden. Mit der Empfehlung: „Vergleiche die Grammatik von ‚meinen‘ und ‚vouloir dire‘.“⁷⁵ weist Wittgenstein darauf hin, daß alles, was mit dem und durch das Sprechen geschieht, alle Funktionen, die das Reden erfüllt, im Sprechen (und damit auch in seinem Begriff) enthalten sein muß. Alles, was mit dem Sprechen, Meinen und Bedeuten zusammenhängt, geschieht nur in und mit der Sprache, die ihrerseits nur *in* ihrem Gebrauch *ist*.

„Wenn man aber sagt: ‚Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur sein Zeichen‘, so sage ich: ‚Wie soll *er* wissen, was er meint, er hat ja auch nur sein Zeichen‘.“⁷⁶
Die Sprache (nicht als statisches System aufgefaßt, sondern als ‚Lebensform‘) ist nicht hintergebar.

An dieser Stelle muß noch einmal die Frage gestellt werden, wie Wittgenstein das Verhältnis zwischen der ‚Freiheit des Meinens‘ und den sprachlichen (besonders den grammatischen) Regeln, die die Sprache dem einzelnen Sprecher unzweifelhaft vorgibt, bestimmt.

Aus zwei Textstellen⁷⁷ kann man entnehmen, daß Wittgenstein die aktuelle Wirkung) die ein Satz beim Hörer hat, von der allgemeinen Form durchaus unterscheidet. Ein Satz, der

⁷¹ PU, § 693

⁷² Vgl. PU §§ 19 und 20

⁷³ BB, S. 72

⁷⁴ Vgl. PU, §§ 663 und 666

⁷⁵ PU, § 657

⁷⁶ PU, § 504

⁷⁷ PU, S. 32, § 498

die verallgemeinerte Form einer bestimmten sprachlichen Funktion trägt, hat in dieser Form, (z.B. als Befehlssatz, Fragesatz) eine bestimmte Stelle im Sprachspiel, ist in dieser verallgemeinerten Funktion Teil eines Sprachspiels. Er kann aber auch eine ganz andere Rolle einnehmen, als er gewöhnlich hat, kann anderen Zwecken dienen. So kann z.B. ein Satz in der Form des Fragesatzes als Aufforderung verwendet werden. Er verliert damit nicht seinen Charakter als Satz in der Form des Fragesatzes, entscheidend aber ist die Art seiner Verwendung im einzelnen Sprachspiel, die Funktion, die er jeweils erfüllt.⁷⁸

"Grammatik sagt nicht, wie die Sprache gebaut sein muss, um ihren Zweck zu erfüllen, um so und so auf Menschen zu wirken. Sie beschreibt nur, aber erklärt in keiner Weise, den Gebrauch der Zeichen."⁷⁹

Bei der theoretischen Erfassung der Sprache muß man also immer unterscheiden, nach welchen Gesichtspunkten man den Gegenstand begrifflich ordnet: ob als Regelsystem formaler Ordnung, oder als Mittel zur Erfüllung praktischer Zwecke.

Der Begriff ‚Sprachspiel‘ wird von Wittgenstein in verschiedenen Bedeutungen verwendet: (a) als Beispiel für Funktionen der Sprache, das diese für Anschauungszwecke verkürzt, (b) als ‚Funktionseinheiten‘,⁸⁰ die bestimmte Handlungs-, Wirkungs- und Funktionszusammenhänge der Sprache umfassen (wie z.B. Sprechakte), und (c) als ‚das Ganze der Sprache‘⁸¹, das sowohl die Sprache als Regelsystem, als auch ihre konkrete Verwendung umfaßt (Sprache als ‚Lebensform‘). Diese Sprachspiele sind also Verwendungszusammenhänge, in denen die Form der Sätze ebenso wie die Momente der Situation und die Zwecke der Äußerungen mit einbegriffen sind. Sie werden als diese übergreifenden Funktionszusammenhänge gelernt, sie, und nicht grammatische Regeln, sind der Bezugspunkt für das Verstehen von Äußerungen. Folglich muß auch die Analyse der Funktionsweisen der Sprache an ihnen ansetzen und ihre einzelnen Momente erklären, von denen grammatische Regeln nur eines unter vielen sind.

Es war im Vergangenen häufig die Rede von der Funktion, die ein Wort (Satz) im praktischen Gebrauch haben kann. Ich will deshalb die kurze Darstellung von Wittgensteins Sprach- und Bedeutungstheorie abschließen mit einigen Bemerkungen zu seinem meiner Ansicht nach funktionalistischen Sprachverständnis.

Gleich zu Beginn der ‚Philosophischen Untersuchungen‘ sagt Wittgenstein: „Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten. [...] - So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter.“⁸² Die Sprache hat also nicht *eine* Funktion, die des Bezeichnens, wie oft angenommen wurde, sondern sie erfüllt die verschiedensten Zwecke in der sozialen Interaktion der Menschen.⁸³ Die Funktionen einer Äußerung können sich überlagern, d.h. eine Äußerung kann mehrere Funktionen gleichzeitig erfüllen. Funktion heißt immer: Funktion *für* etwas, für einen Zweck, in einem Gesamtzusammenhang. Das Sprachspiel, wenn man den weiteren Begriff nimmt, ist dieser Gesamtzusammenhang, es umfaßt die Äußerung und ihre formalen Mittel ebenso wie die Wirkungen und Funktionen, die es erfüllen kann. Die Sprachspiele und ihre Funktionen sind niemals völlig zu erfassen, da sie so vielfältig sind, wie die Lebenspraxis selbst. Sprache ist nicht nur eine Lebensform, sie ist auch immer in einer Lebensform eingebettet.

Einer der wichtigsten, ursprünglichsten Zwecke der Sprache ist sicherlich ihr Gebrauch zur Koordinierung im Arbeitsprozeß. Wittgenstein geht darauf ein, indem er bei der Entwicklung seines Sprachkonzepts zu Beginn der „Philosophischen Untersuchungen“ überwiegend Beispiele aus diesem Bereich wählt. Er macht dabei deutlich, wie die Sprache im Verwendungskontext der Arbeit zum Werkzeug wird, wie die Werkzeuge, die der Handwerker gebraucht. Seine Auffassung der Sprache als Werkzeug, als Instrument,⁸⁴ bedeutet nun aber nicht, daß

⁷⁸ Vgl. PU, § 21

⁷⁹ PU, § 496

⁸⁰ Wuchterl 1969, 121 ff.

⁸¹ PU, § 7

⁸² PU, § 11

⁸³ Vgl. PU, § 304

⁸⁴ „Die Sprache ist ein Instrument, ihre Begriffe sind Instrumente.“ (PU, § 569)

sie dadurch schon genau charakterisiert sei; diesen Fehlschluß kann man nur ziehen, wenn man der Sprache von vorneherein nur *eine* Funktion zumißt.⁸⁵ Wenn man es aber offen läßt, welchen Zwecken die Sprache dienen kann - so vielen Zwecken, wie das Leben es erfordert -, dann ist die Charakterisierung der Sprache untrennbar an die Erfassung der Lebensformen gebunden.

Die Betrachtung der Sprache in ihren Funktionen bedeutet auch nicht, daß sie ihren Zwecken völlig untergeordnet ist, eine eigene Realität nicht hat. Sprache hat sehr wohl eine eigene Realität, doch existiert sie nicht sozusagen selbständig, als in sich geordnetes, sich selbst begründendes System; sie *ist* nur *in* ihren Funktionen, in einem Gebrauchszusammenhang, den sie allerdings ebensosehr bestimmen kann, wie dieser sie bestimmt.

Sprache dient nicht nur dem Tun, sie ist selbst auch Handeln: „Worte sind auch Taten.“⁸⁶ Ihre Funktionsweise läßt sich nur in Bezug auf ihre Stelle im Lebens- und Handlungsprozeß bestimmen. Genauso wenig, wie sich die Handlungen systematisch Regeln unterwerfen, kann die Sprache als schlechthin systematisch behauptet werden. So wie Wittgenstein sagt: Ein Wort hat die Bedeutung, die jemand ihm gegeben hat,⁸⁷ könnte man sagen: Sprache ist das, was wir aus ihr, mit ihr und in ihr machen.

2. Sagen vs. Meinen

Wenn man Bedeutungen durch den Bezug auf den Gebrauch der Wörter erklärt, dann erscheint die Rede von *der* Bedeutung eines Wortes als eine theoretische Fiktion. Es gibt nicht *eine* benennbare Bedeutung eines Wortes (oder Satzes), es gibt nur Bedeutungen, die Resultat von Verwendungsweisen sind. Die Sprache kennen heißt dann, ihre Regeln und Konventionen kennen.

Die wenigen Bemerkungen, die Grice zur Sprache macht, lassen darauf schließen, daß ihm die Herleitung der Verwendungsregeln aus dem aktuellen Gebrauch der Sprache nicht klar ist. Er setzt die Kenntnis der Bedeutungen in gewissem Umfang schon voraus. Er setzt an dem Umstand an, daß es in der Tat Arten des Sprachgebrauchs gibt, in denen der Sinn des Gesagten identisch ist mit dem, was konventionellerweise immer verstanden wird. Er zieht daraus den Schluß, daß es einen vom Meinen zu unterscheidenden Akt des ‚Sagens‘ gibt, macht also gerade die Unterscheidung, die Wittgenstein für falsch hält. Die Bemerkungen, die Grice zu diesem Thema macht, sind mehr als rudimentär. Er unterscheidet auch nicht das Sagen vom Meinen, sondern vom (neu eingeführten) Implizieren. Er möchte unterscheiden

„between what the speaker has *said* (in a certain favoured, and maybe in some degree artificial, sense of ‚said‘), and what he has ‚implicated‘ (e.g. implied, indicated, suggested etc.) [...] The programme is directed towards an explication of the favoured sense of ‚say‘ and a clarification of its relation to the notion of conventional meaning.“⁸⁸

Grice's Problem ist die Funktion von quasi-logischen Verknüpfungsausdrücken wie *deshalb*. Er möchte ausschließen, daß jemand, der diesen Ausdruck verwendet, auch ein logisches Implikationsverhältnis zwischen den verknüpften Äußerungsteilen behauptet hat „I would wish to maintain that the semantic function of the word ‚therefore‘ is to enable a speaker to *indicate*, though not to *say*, that a certain consequence holds.“⁸⁹ Der Grund für solche Subtilität liegt wohl darin, daß Grice hier das Problem der Wahrheit umgehen möchte. Er möchte eine Äußerung interpretieren können als das Zum-Ausdruck-Bringen einer Folgebeziehungsbeziehung, ohne daß damit diese Beziehung logisch (wahrheitsfunktional) behauptet

⁸⁵ Was Wittgenstein aber nicht tut.

⁸⁶ PU, § 546

⁸⁷ BB, S. 52

⁸⁸ Grice 1968, 54. Auf den Begriff der Implikatur werde ich unten in Kapitel IV noch näher eingehen.

⁸⁹ Grice 1968, 57.

wäre. Grice bringt dadurch Probleme der theoretischen Logik in die Untersuchung der Alltagssprache hinein und erkennt nicht, daß man beide besser trennen sollte. Die Alltagssprache ist nicht so logisch, wie die Logik es will; d.h. einen Sprecher (sofern er kein Philosoph ist) interessiert es kaum, ob mit *deshalb* eine logische Implikation ausgedrückt wurde, sofern der Hörer nur ungefähr versteht, was er gemeint hatte. Dieses ‚ungefähr‘ ist für die Alltagssprache unumgänglich und Grice möchte es durch den Ausdruck ‚anzeigen‘ berücksichtigen.⁹⁰ Wenn Grice dieses ‚ungefähre‘ aus dem Begriff des Sagens ausschließen will, dann macht er diesen stark in dem Sinn, daß durch das Sagen mehr getan wurde, als nur ‚anzuzeigen‘. ‚Sagen‘ enthält so etwas wie Festlegbarkeit des Sprechers und wäre dann mit dem Behaupten vergleichbar. Ich glaube aber nicht, daß Grice diese Äquivalenz beabsichtigt. Indem er bestimmte Folgerungen, die man aus der Äußerung eines Satzes ziehen könnte, aus dem ‚Sagen‘ ausschließt, impliziert er, daß wesentliche Teile dessen, was mit einer Äußerung übermittelt werden soll, nicht aufgrund des Sagens übermittelt werden, sondern durch das Meinen, d.h. die kommunikative Handlung in ihrem Eingebundensein in Situation, Kontext etc. In diesem Sinn ist der Begriff des Sagens dann ein schwacher Begriff, indem in ihm die volle Spannweite des von der kommunikativen Handlung geleisteten nicht erfaßt wird.

Sicher geht das ‚Sagen‘ bei Grice über die reine Produktion von Lauten hinaus. Eine gewisse Parallele gibt es in der Sprechakttheorie bei Austin, der phatischen, rhetischen und illokutiven Akt unterscheidet.⁹¹ Wenn Grice das ‚Sagen‘ im Sinne des rhetischen Aktes bei Austin verstehen sollte, ist das nicht unproblematisch. Ein so gefaßter Begriff des Sagens würde das Äußern von Sätzen in ihrer konventionellen Bedeutung umfassen. Beim Sagen wäre die Bedeutung immer schon vorausgesetzt; Sagen und Meinen lägen dann nicht mehr auf derselben Ebene, man kann sie nicht als zwei sich ausschließende Akte verstehen. Es wäre dann weder das Sagen dem Meinen vorgängig, noch das Meinen dem Sagen; es sind offensichtlich Akte von völlig unterschiedlicher Qualität.⁹² Vollends dunkel wird Grice's ‚Sagen‘, wenn er ausführt:

„It may be true both (i) that when U uttered X the meaning of X included ‚*p‘ and (ii) that part of what U meant when he uttered X was that *p, and yet be false that U has said, among other things, that *p.“⁹³

Die Bedingungen (i) und (ii) sollen hinreichen für ‚konventionell meinen, daß‘ aber nicht für ‚sagen, daß‘. Abgesehen davon, daß Grice mit dem Ausdruck ‚konventionell meinen‘ wieder einen neuen Begriff einführt, wird der Begriff ‚Sagen‘ dermaßen eingeschränkt, daß nicht mehr sichtbar ist, welchen analytischen Sinn er noch haben soll. Offensichtlich schwebt Grice unter ‚Sagen‘ so etwas vor wie bestimmte Grundfunktionen der Sprache (er nennt sie zentrale bzw. fundamentale Sprechakte⁹⁴), die nur dann, wenn sie in exakt der Funktion verwendet werden, die den Typ definiert, als Sagen bezeichnet werden können. Welche Kriterien u.a. die Typen definieren sollen, kann man vermuten, wenn Grice, wie wir gesehen haben, nach logischen Gesichtspunkten beurteilt, ob etwas gesagt ist, oder nicht. Ein Sprechakt soll dann vorliegen, wenn das, was U gemeint hat, Teil dessen ist, was er gesagt hat. Es ist verwirrend, wenn so das Meinen als Teil des Sagens behandelt wird; man muß dann annehmen, daß Grice - entgegen unserem Vorschlag - Meinen und Sagen doch nicht verschiedenen Ebenen (der Analyse) zuordnet.

Grice scheint sich also selbst nicht klar darüber zu sein, was alles als ‚Sagen‘ bezeichnet werden soll. Ich werde deshalb seinem an anderer Stelle gemachten Vorschlag folgen und mich an das intuitive Verständnis von ‚Sagen‘ halten, dem zu folgen Grice (ungeachtet seiner Bemerkungen in Grice 1968) in seinen Vorlesungen ‚Logic and Conversation‘ behauptet. Dort sagt er: „In the sense in which I am using the word say, I intend what someone has said

⁹⁰ Wäre die Alltagssprache so exakt und ‚logisch‘, wie manche Theoretiker glauben oder gerne hätten, bräuchte es keine gesonderte Logik mehr!

⁹¹ Austin 1972, 110 ff.

⁹² Noch nicht einmal, ob man sie zu Recht als Akte beschreiben kann, wird bei Grice klar.

⁹³ Grice 1968, 57. Das * soll ein Modus-Indikator sein.

⁹⁴ Grice 1968, 57.

to be closely related to the conventional meaning of the words (the sentence) he has uttered."⁹⁵ In diesem Sinne ist Sagen gleichbedeutend mit: ‚etwas in seiner konventionellen Bedeutung meinen‘.

Grice unterscheidet später⁹⁶ sowohl zwischen dem, was gesagt wurde, und dem, was impliziert wurde, als auch zwischen dem, was Teil des konventionellen Gehalts (der Bedeutung) einer Äußerung ist, und dem, was es nicht ist. Die ‚vollständige Signifikation‘ einer Äußerung enthält dann folgende drei Elemente: was gesagt wurde, was konventionell impliziert wurde, und was nicht-konventionell impliziert wurde. (In Grice's Verwendung von ‚Sagen‘ kann es ein nicht-konventionelles Sagen nicht geben.) Mit diesem Begriff des ‚Sagens‘ wird die Existenz Meinen-unabhängiger Bedeutungen von Wörtern und Sätzen unterstellt. Grice setzt also die Existenz von Bedeutungen und Regeln in einer Sprache voraus. In dieser Hinsicht folgt er einem traditionellen Sprachbegriff, der auch der intuitiven Verwendung von ‚Sagen‘ in der Alltagssprache entspricht.

Es muß also zunächst untersucht werden, was man sich unter der konventionellen Bedeutung vorzustellen hat, bzw. wie Grice diese versteht. Der Begriff *Konvention* spielt also eine entscheidende Rolle. Grice selbst verwendet ihn, ohne ihn zu definieren. Er setzt also ein intuitives Verständnis voraus. Will man die Beziehung zwischen Bedeutung und Meinen (d.h. zwischen Konventionen und ihrer Befolgung) erklären, so muß der Begriff der Konvention definiert werden.

3. David K. Lewis' Definition der Konvention

Ich werde daher im Folgenden die wohl ausgearbeitetste und folgenreichste Theorie der Konventionen, die es in der analytischen Philosophie gibt, die Theorie von David K. Lewis,⁹⁷ darstellen und darauf hin untersuchen, wie sie für eine Theorie des kommunikativen Handelns nutzbar gemacht werden kann.

Daß Sprachgebrauch auf dem Befolgen von Konventionen beruht, ist ein Gemeinplatz, doch besteht weitgehend Unklarheit darüber, wie Konventionen zustande kommen, ja, was eigentlich unter ihnen zu verstehen ist. Eines der verbreitetsten Vorurteile über Konventionen ist, daß sie aufgrund von Vereinbarungen der Mitglieder einer Gesellschaft entstehen. Solcherart entstandene Konventionen kann es zwar geben, doch sind das nur die wenigsten. Lewis weist demgegenüber nach, daß Konventionen nichts anderes als Verhaltensregularitäten sind, die durch ein System von Handlungspräferenzen, Erwartungen, geteiltem Wissen etc. der Handelnden gestützt werden. Er entwickelt eine logische Analyse der Bedingungen und Implikationsrelationen, die erfüllt sein müssen, wenn das Handeln als ein durch Konventionen begründetes bezeichnet werden soll. Handeln wird also implizit als das Resultat von praktischen Schlüssen verstanden, von denen die Konventionen eine spezielle Unterart mit formal festgelegten Prämissen und Verknüpfungen sind. (Es muß dazu gesagt werden, daß Lewis nicht der Meinung ist, jeder Handelnde würde die von ihm analysierten Prozesse des praktischen Schließens immer wirklich durchlaufen. Er sieht sehr wohl, daß das alltägliche Handeln weitgehend unbewußt, gewohnheitsmäßig abläuft. Er versucht nur anzugeben, welche Voraussetzungen logisch gegeben sein müssen, damit man ein Handeln als durch Konventionen geleitetes bezeichnen kann.)

Soziale Interaktion, d.h. ein Handeln, bei dem mindestens zwei Personen beteiligt sind, ist stets ein Koordinationsproblem. Vorausgesetzt ist ein gemeinsamer Zweck, der nur dadurch erreicht werden kann, daß beide Handelnde ihre Handlungen aneinander ausrichten d.h. dadurch, daß jeder Beteiligte aus einer Menge möglicher alternativen Handlungen diejenige auswählt, die seiner Meinung nach zur Koordination mit dem Gegenüber führt. Es besteht

⁹⁵ Grice 1975, 44 (Das Vorlesungskript Grice 1968 MS ist bis auf die II. Vorlesung (Grice 1975) unveröffentlicht.)

⁹⁶ Grice 1968 MS, III. Vorlesung, S.I. Auf den Begriff der Implikatur werde ich unten in Kapitel IV näher eingehen.

⁹⁷ Lewis 1969.

also eine Interessenkonvergenz: Jeder muß das tun, wovon er erwartet, daß es der Andere auch tut; wobei damit natürlich nicht dieselbe Handlung wie die des Anderen gemeint ist, sondern eine Handlung, die ihn ‚dahin bringt, wo der andere auch hinkommt‘. (Ganz wörtlich z.B. bei dem Versuch, einen Anderen zu treffen; man wird zu dem Ort gehen, von dem man erwartet, daß der Andere auch dorthin geht.) Die Lösung eines solchen Koordinationsproblems ist ein Koordinationsgleichgewicht, d.h. eine Situation, in der für jeden Beteiligten das erwünschte Ergebnis mit den von ihm bevorzugten Handlungen erreicht worden ist (wobei niemand ein besseres Ergebnis erzielt hätte, wenn irgendeiner anders gehandelt hätte, als er hat).

Grundlegende Bedeutung für eine Koordination haben die Erwartungen, die jeder Beteiligte über die möglichen Handlungen des Anderen bildet. Koordinationen werden eher Erfolg haben, wenn die gegenseitigen Erwartungen das Handeln der Anderen korrekt antizipieren.⁹⁸ Zur Begründung der eigenen Handlung wird ein ganzes System von Erwartungen und Erwartungserwartungen herangezogen. Erwartungen werden nicht nur über das Handeln des Anderen gebildet, sondern auch darüber, was der Andere erwartet, daß man selbst tun wird (Erwartungserwartung), und darüber, was der Andere erwartet, daß man selbst erwartet, daß er tun wird, etc. Die Erwartungen, wenn der Handelnde hinreichendes Vertrauen in sie hat, sind Gründe für ihn (im Vorgang des praktischen Schließens) seine Handlung zu wählen. „[The actor] has a decisive reason to do his own part if he is sufficiently confident in his expectation that the others will do theirs.“⁹⁹ Das Replizieren der Erwartungen und Erwartungserwartungen ist natürlich keine Interaktion hin und zurück zwischen den Handelnden. Es ist ein Prozeß, in dem *eine* Person die Folgen ihrer Vorstellungen über die Welt ausarbeitet.¹⁰⁰ Eine Welt, von der sie glaubt, daß sie andere Leute enthält, die ihrerseits dasselbe tun.

Diese Vorstellungen über die Welt schließen Erwartungen über Handlungen, Präferenzen und die Rationalität des Anderen ein, aber auch Kenntnis der eigenen Präferenzen. Zur Kenntnis der Welt kann auch die Erinnerung an vergangene Handlungen gehören, die Lösungen eines ähnlichen Koordinationsproblems wie das aktuelle waren. Wenn die geteilte Kenntnis eines (oder mehrerer) Präzedenzfälle relativ sicher erwartet werden kann, dann ist diese gegenseitige Erwartung ein starker Grund dafür, im aktuellen Fall gleiche Handlungen auszuführen, wie in den Präzedenzfällen. Ist die Zahl der erfolgreichen Präzedenzen relativ hoch, kann man von einer Regularität im Verhalten sprechen. Die Interagierenden handeln mit der Regularität konform, weil sie so am ehesten ihr Ziel, die Koordination, erreichen können. D.h., besteht erst mal eine Regularität, deren Befolgung mit hoher Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann, dann besteht für jeden Handelnden ein zwingender Grund, konform zu handeln, da das Erreichen des Koordinationsgleichgewichts, das nur über Konformität zu erlangen ist, zu seinen eigenen Präferenzen gehört. (Es handelt sich bei den Präzedenzen natürlich nicht um exakt dieselben Situationen und Handlungen, sondern um Analogien.)

Haben sich die Regularitäten verfestigt, d.h. ist die Sicherheit der Erwartbarkeit der Konformität hoch, dann handelt es sich um eine Konvention. Konventionen sind also nichts anderes als Regularitäten im Verhalten, auf deren Befolgung sich die Mitglieder einer Gemeinschaft relativ sicher verlassen können, da die Konformität mit ihnen den Präferenzen der Handelnden selbst dient. Weitergehende Vorstellungen über Konventionen nennt Lewis einen Mythos.¹⁰¹

Ausgehend von seiner Analyse der Koordination gibt Lewis folgende Definition der Konvention:

„A regularity R in the behaviour of members of a population P when they are agents in a recurrent situation S is a *convention* if and only if it is true that, and it is common knowledge in P that, in almost any instance of S among members of P,
(1) almost everyone conforms to R;

⁹⁸ Lewis 1969, 25.

⁹⁹ Lewis 1969, 25.

¹⁰⁰ Lewis 1969, 32.

¹⁰¹ Lewis 1969, 2.

- (2) almost everyone expects almost everyone else to conform to R;
- (3) almost everyone has approximately the same preferences regarding all possible combinations of actions;
- (4) almost everyone prefers that any one more conform to R, on condition that almost everyone conform to R;
- (5) almost everyone would prefer that any one more conform to R', on condition that almost everyone conform to R',

where R' is some possible regularity in the behaviour of members of P in S, such that almost no one in almost any instance of S among members of P could conform both to R' and to R.¹⁰² (54)

Eine definierende Bedingung für Konventionen ist, daß prinzipiell eine mögliche alternative Regularität zur Konvention existiert, die stattdessen die Konvention sein könnte. Lewis unterstreicht damit den arbiträren Charakter aller Konventionen, ein Umstand, der vorher oft übersehen wurde (gerade bei sprachlichen Konventionen). Um eine echte Alternative zu sein, muß die Regularität aber im Bereich des von den Handelnden wünschbaren möglichen Verhaltens liegen, sie darf nicht extrem nachteilig gegenüber der Konvention sein. Die Alternativen müssen ebenso wie die Konvention Teil des den Teilhabern der Konvention (members of P) gemeinsamen Wissens sein. (Vgl. Bedingung (5) der Definition.)

Der Begriff des gemeinsamen Wissens ist insofern konstituierende Bedingung für die Konvention, als er die Bedingungen (1) bis (5) der Definition umfaßt. Zu ihm gehört die reziproke Konformitätserwartung, die Kenntnis der gemeinsamen Handlungspräferenzen und die Kenntnis der jeweiligen Regularität und ihrer Alternativen. Auch die Tatsache, daß dieses Wissen geteilt wird, ist Teil des Wissens. In Lewis' Definition der Konvention spielt die Konformität und ihre allseitige Erwartbarkeit eine zentrale Rolle. Es überrascht zunächst, daß sie zur Präferenz des Handelnden selbst erklärt wird, da Konventionen oft als etwas dem Einzelnen Aufgezwungenes erlebt werden. Die zentrale Stellung der Konvention als Präferenz jedes Beteiligten wird jedoch plausibel, wenn man wie Lewis auf die Lösung von Koordinationsproblemen als Ursprung der Konventionen zurückgreift. Wenn es Ziel (also Präferenz) jedes Handelnden ist, ein Koordinationsgleichgewicht zu erreichen, wobei die Erreichung der Koordination, auch wenn sie nur mit weniger bevorzugten Handlungen erreichbar ist, immer Vorrang hat gegenüber der Nicht-Erreichung der Koordination (bei Vollzug der bevorzugten Handlungen), dann muß es in der Tat eigenes Interesse des Handelnden sein, einer Konvention zu folgen, wenn er nur so sein übergeordnetes Interesse, die Koordination zu erreichen, verfolgen kann.

Dem Umstand, daß es dennoch immer einige Mitglieder der Gesellschaft geben wird, die lieber ihren anderweitigen Präferenzen folgen, als die zur Erreichung der Koordination notwendigen (vielleicht weniger bevorzugten) Handlungen vorzunehmen, trägt Lewis dadurch Rechnung, daß er den Bedingungen die Einschränkung ‚almost everyone‘ voranstellt. Damit eine Verhaltensregularität eine Konvention bleibt, dürfen es aber immer nur wenige sein, die ihr nicht folgen. Wenn die überwiegende Zahl der Mitglieder lieber anders handeln würde, als der Konvention zu folgen, es aber aus Angst vor Sanktionen nicht wagt, dann ist es keine Konvention mehr, der sie folgen, sondern eine Norm. Der Übergang von Konventionen zu Normen ist fließend. Vielleicht bemißt sich der Unterschied daran, daß Konventionen überwiegend aus dem Interesse befolgt werden, daß nur durch ihre Befolgung die Koordinationsziele erreicht werden können, wobei die mögliche Sanktion bei Nichtbefolgen das Verfehlen der Koordination und damit des eigenen Handlungszieles ist, während Normen überwiegend deshalb befolgt werden, weil, anderweitige Sanktionen befürchtet werden, während das durch ihre Befolgung erreichte Handlungsziel nicht unbedingt zu den eigenen Interessen des Handelnden zählt. Normen bleiben deshalb auch dann noch Normen, wenn sie nur von wenigen befolgt werden, während für Konventionen ihre weitgehende Befolgung konstituierende Bedingung ist.

Es liegt also im Rahmen einer solchen Präferenzhierarchie im Interesse des Handelnden, der Konvention zu folgen, auch wenn die einzelnen Handlungen allein nicht immer zu seinen Präferenzen zählen. Nur das Beachten dieser Implikationen im Begründungszusam-

¹⁰² Lewis 1969, 78.

menhang des praktischen Schließens macht die von Lewis geforderte Rationalität des Handelnden aus. Diese Rationalität verlangt vom Handelnden nichts anderes, als die Durchsetzbarkeit seiner Interaktionsziele gegen seine anderweitigen Präferenzen abzuwägen. Im Rahmen dieses Modells kann eine grundsätzliche Alternative zum Befolgen von Konventionen nur die allgemeine Anarchie im Handeln sein (so in der Tat von Hobbes definiert¹⁰³), die der Handelnde schon deshalb nicht wünschen kann, weil sie das Erreichen seines Ziels, der Koordination, verunmöglicht, bzw. dem Zufall überläßt. Eine solcherart an des Handelnden eigenen Präferenzen ausgerichtete Rationalität hat nichts mit einer an irgendwelchen sich inhaltlich bestimmenden Werten und Normen der Vernunft orientierten ‚Rationalität‘ zu tun, die oft als Kampfbegriff gegen angebliche Irrationalisten ins Feld geführt wird; sie ist reine Zweckrationalität und als solche gleichgültig gegen die Mittel, die ihr zum Ziel verhelfen (zumindest bis zu einem gewissen Grad).

Konventionen werden weitgehend automatisch befolgt. Deshalb ist der Abwägungsprozeß (practical reasoning) auch nicht unbedingt bewußt; meist sind auch die Konventionen nicht bewußt, dem Handelnden wird es oft schwerfallen, die Gründe für sein Handeln wiederzugeben, den Prozeß des praktischen Schließens verbal nachzuvollziehen. Lewis nennt deshalb das Wissen um die Konventionen und ihre Bedingungen ein ‚armes‘ Wissen:

„Our knowledge of our conventions [...] may be quite a poor sort of knowledge: (1) It may be merely potential knowledge. [...] (2) It may be irremediably nonverbal knowledge. [...] We have plenty of knowledge we cannot put into words. And plenty of our knowledge, in words or not, is based on evidence we cannot hope to report. [...] (3) It may be knowledge confined to particular instances.“¹⁰⁴

Man sollte, wegen dieser Armut des Wissens, vielleicht besser von ‚Handlungskompetenz‘ sprechen. Wie alle unbewußten Regeln, werden auch Konventionen erst durch ihre systematische Verletzung bewußt. Dies ist besonders bei der sprachlichen Interaktion wichtig, weil oft erst die Verletzung solcher unbewußter Konventionen den Hörer von der Ebene des automatischen Verstehens auf die Ebene des Hinterfragens der Intentionen des Sprechers (Metadiskurs) bringt.

Die bisher dargelegte Analyse und Definition der Konvention läßt sich auch auf Sprachverhalten anwenden, da es sich dabei ebenfalls um Koordinationsprobleme in der sozialen Interaktion handelt. Der Sprecher muß mit dem, was er sagt, für den Hörer verstehbar sein, d.h. er muß das, was er meinte so ausdrücken, daß der Hörer aufgrund des Gesagten dasselbe versteht, was der Sprecher gemeint hat. Welche Sprache er sich dabei bediente ist gleichgültig; wichtig ist nur, daß sie Teil des Sprecher und Hörer gemeinsamen Wissens ist. Jeder Sprecher einer (Mutter-)Sprache (native speaker) ist Teilhaber der betreffenden Konventionen, und als solcher Teilhaber teilt er die Präferenzen, Erwartungen, Erwartungserwartungen und Rationalität der Gemeinschaft.

Sprachkonventionen sind Regularitäten, die die Produktion von und die Antwort auf Äußerungen begrenzt. Um Koordination zu ermöglichen darf die Menge der einen bestimmten Sachverhalt bezeichnenden Äußerungen nicht beliebig groß sein. Lewis beschränkt sich in seiner Analyse der Sprachkonventionen offensichtlich auf die Zeichenfunktion der Sprache. Er entwickelt sein Modell aus einer Situation der Koordination mittels Signalen. Nun ist nicht jeder Gebrauch einer ausdifferenzierten Sprache lediglich ein Signalisierungsvorgang, doch sind die zugrundeliegenden Koordinationsprobleme wohl vergleichbar.

Konventionen in der Sprache sind nach Lewis Konventionen des ‚Wahrseins‘ (truthfulness), d.h. ein bestimmter Ausdruck in einer bestimmten Sprache bezieht sich auf einen bestimmten Sachverhalt. Dieser Sachverhalt wird immer mit diesem Ausdruck bezeichnet. Die Konventionen betreffen die Interpretation (oder mehrere Interpretationen) des Ausdrucks. Es gibt also ein allgemeines Wissen in einer Sprachgemeinschaft, daß ein Ausdruck x immer nur für einen Sachverhalt y verwendet wird. Jeder Teilhaber kann vom Anderen erwarten, daß er den Ausdruck der Konvention gemäß verwendet, und er tut es selbst, weil er nur, wenn er konform ist, verstanden wird, d.h. sein Koordinationsziel erreicht. Die (als konstituie-

¹⁰³ Lewis 1969, 88.

¹⁰⁴ Lewis 1969, 63 f.

rende Bedingung für die Konvention notwendige) Alternative zur jeweiligen Konvention wäre nach Lewis eine andere Sprache (was etwas hochgegriffen scheint, man könnte auch sagen, ein anderer Ausdruck derselben Sprache). Der Konvention konform zu handeln, heißt nicht, immer Erfolg zu haben mit dem Wahrsein, d.h. immer eindeutig den Ausdruck für einen Sachverhalt zu gebrauchen, den der Andere auch benutzen würde, sondern zu versuchen, ‚wahr zu sein‘. Die Definition der Sachverhalte wird sich zwischen Sprecher und Hörer auch nie exakt decken. Das Erfordernis der Koordination beim Sprachgebrauch kann meiner Ansicht nach nur heißen, sich weitgehend so auszudrücken, daß der Andere einen versteht. (Daß dafür noch andere Momente wichtig sind, als die Bedingung der truthfulness in einer bestimmten Sprache, wie Lewis sie definiert werde ich noch weiter unten in Kapitel III und V behandeln.) Lewis meint, daß Koordination im Sprachgebrauch immer einseitige Koordination durch den Sprecher ist, d.h. der Sprecher muß seinen Ausdruck so wählen, daß der Hörer das Gemeinte versteht. Ich glaube vielmehr, daß auch der Hörer eine Koordinationsleistung vollbringen muß: er muß die Äußerung des Sprechers so auf die Situation und seine Erwartungen beziehen, daß er im Verstehen das vom Sprecher Gemeinte trifft. Er muß den Prozeß des praktischen Schließens, der den Sprecher zur Auswahl seines Ausdrucks geführt hat, rekonstruieren und selbst durchlaufen. Lewis kommt zu seinem Fehlschluß wahrscheinlich, weil er seine Analyse der Sprachkonventionen aus der Analyse von Signalsprachen entwickelt.

Die Bedingung der truthfulness in einer Sprache, wie Lewis sie definiert scheint mir problematisch, da sie nicht erklärt, wie die Sprachteilhaber zu ihrem Wissen über die Sachverhalte kommen, wenn nicht über eben die Interpretationen der Äußerungen, die die Ausdrücke gerade erklären sollen. Der Begriff ‚Sachverhalte‘ (state of affairs) für das, worauf sich ein Ausdruck bezieht, scheint mir auch zu allgemein, bzw. zu sehr an der Bezeichnungsfunktion der Sprache orientiert, als daß mit ihm alle die Funktionen erfaßt werden könnten, die eine Äußerung im aktuellen Gebrauch erfüllt. Für uns festzuhalten bleibt, daß Sprachkonventionen sich auf den gemeinsamen und ähnlichen Gebrauch von Ausdrücken einer Sprache beziehen, daß sie aufgrund des geteilten Wissens über diese Verwendung und der Erwartung, daß die Gesprächspartner diese Konventionen ebenfalls befolgen, bzw. der Erwartung, daß der Andere das ebenfalls von einem erwartet, befolgt werden.

Obwohl Lewis sich, was seine Vorstellungen über die grammatischen Regeln angeht, an dem Grammatik-Modell der Generativ-linguistischen Theorieschule (Chomsky, Katz) orientiert, das sich auf einen idealisierten Sprachbegriff stützt, sieht er doch, daß der Sprachgebrauch, besonders die Bedeutungen, nicht in ein statisches Erklärungsschema eingebunden werden kann. Er trägt dem Rechnung, indem er die konventionellen Interpretationen (bzw. den ‚Set von Interpretationen‘) der Ausdrücke in Relation zu der jeweiligen Verwendungssituation setzt (occasion of utterance), die die möglichen Interpretationen eingrenzt. Er macht also letztlich die konkrete Situation zu einem Bezugspunkt, der die Bedeutungen ebenso sehr bestimmt, wie die Konventionen der Sprache, ohne allerdings näher auszuführen, aus welchen Momenten sich die Situation zusammensetzt bzw. was alles in dem geteilten Wissen der kommunizierenden Personen enthalten sein muß, damit eine Äußerung adäquat interpretiert (verstanden) werden kann. Er scheint auch nicht den Widerspruch zu sehen zwischen dem Bezug auf Verwendungssituationen als bedeutungskonstituierenden Bedingungen des Verstehens, der ja einen stark relativen Sprachbegriff zur Folge hat (was Lewis durchaus richtig sieht), und dem Festhalten an einer Theorie grammatischer Regeln, die sich fast ausschließlich am systematischen Charakter der Sprache, und damit an einem idealen Sprachbegriff orientiert.

Trotz dieser Unstimmigkeit kann Lewis' Ansatz der Erklärung bzw. Definition der Konventionen und der sie konstituierenden Bedingungen für unsere Zwecke nutzbar gemacht werden. Seine Herleitung der Konventionen aus Koordinationsproblemen und ihre damit verbundene Beliebigkeit (das prinzipielle Vorhandensein einer Alternative) ist am ehesten in der Lage, die Notwendigkeit des Gebrauchs von allgemein bekannten Ausdrücken als Grundlage des gegenseitigem Verstehens mit der tatsächlichen Freiheit des Meinens in den jeweiligen Verwendungssituationen zu vermitteln.

4. Konventionen bei Grice

Mithilfe dieses Verständnisses von Konventionen könnte man jetzt das ‚Sagen‘ beschreiben als das Äußern von Worten, mit denen der Sprecher beim Hörer genau die Wirkungen erzielen kann, die er erzielen will. Die Verbindung der gewünschten Wirkung mit den Wörtern (dem Satz) wäre dann durch die Konventionen gegeben. Aber kollidiert solch ein Begriff des Sagens nicht mit dem Grice'schen Begriff des Meinens? Denn Meinen war doch auch nichts anderes, als eine Äußerung zu machen, die beim Hörer die erwünschten Wirkungen erzielt, d.h. so verstanden wird, wie der Sprecher sie verstanden wissen wollte. Gerade am Meinen (als kommunikativem Handeln) hatten wir den Schluß-Charakter aufgezeigt, der den Handelnden aus zweckrationalen Erwägungen heraus dazu zwingt, so zu handeln, daß er das erwünschte Resultat mit seiner Äußerung erzielt. Es wäre dann nicht nur das Sagen, sondern auch das Meinen eine konventionelle Handlung. Es besteht offensichtlich ein Widerspruch zwischen Grice's intuitivem Verständnis von Konvention und Lewis' Definition. Lewis' Definition ist so allgemein, daß das unterscheidende Merkmal zwischen Sagen und Meinen dadurch nicht herausgestellt wird.

Man könnte dieses Problem vielleicht lösen, indem man das Sagen als Teilakt innerhalb der kommunikativen Handlung versteht (besser gesagt: als Teilaspekt), sozusagen der Teile in dem für den kommunikativen Zweck das konventionelle Mittel, d.h. eben die Wortfolge, die die Äußerung bildet, hervorgebracht wird. Damit wäre aber eine Aufspaltung der Handlung in Gesamthandlung (mit Handlungsziel) und Mittel der Handlung eingeführt, die gerade bei sprachlichem Handeln äußerst problematisch ist; denn wie will man, wenn nur eine Wortfolge in einer bestimmten Situation vorliegt beurteilen, was an dieser Äußerung Ergebnis der Handlung und was Mittel ist. Wenn die Intentionen einer Handlung immer erst in dieser Handlung zum Zuge kommen, d.h. der Erklärung erst nach erfolgter Handlung zugänglich sind, kann man nicht von dieser mit der Äußerung verknüpften Intention dieselbe Äußerung als Mittel trennen, ohne sich im Kreise zu drehen. Es hat den Anschein" als wenn in sprachlichen Handlungen (zumindest für den Analytiker) Ergebnis und Mittel einer Handlung ineins fallen, bzw. an derselben Erscheinung der Äußerung festzumachen sind. Wenn man mit ‚Sagen‘ wie Grice mehr meint, als das Hervorbringen einer Lautfolge, ist es also problematisch, einen solchen Akt vom Meinen begrifflich zu trennen. Man kann allerdings auch fragen, ob unsere (weitgefaßte) Interpretation des ‚Meinens‘ sich mit Grice's Begriff deckt. Wenn ‚Meinen‘ nicht der allgemeine Oberbegriff ist, der ‚Sagen‘ in sich begreift, sondern auf einer anderen Ebene des theoretischen Zugriffs steht, dann ist ein Nebeneinander beider Begriffe vielleicht denkbar. Ich glaube allerdings eher, daß Grice sich über die Konsequenzen seines ‚Meinens‘ nicht völlig klar war, so daß er die Notwendigkeit eines gesonderten Begriffs ‚Sagen‘ annahm.

Grice scheint sich über die Implikationen des Konventions-Begriffs nicht im Klaren zu sein wenn er das (konventionelle) Sagen vom (nicht-konventionellen) Implizieren unterscheidet. Auch die Unterscheidung verschiedener Stufen von Konventionalität bringt uns nicht weiter, denn eine Konvention bleibt eine solche auch, wenn sie nur schwach verankert ist. Aber beruht denn jedes Meinen auf Konventionen? Verstehen einer Kommunikativen Handlung, also geglückte Koordination, ist nicht gleichbedeutend mit dem Vorliegen einer Konvention. Konvention wird ein Verhalten erst, wenn es regulär ist, d.h. wenn öfter ein und dasselbe Verhalten zur Erreichung derselben Zwecke eingesetzt wird. Nicht jede Koordination folgt einer Konvention, aber jede Konvention dient der Koordination. Zur Erreichung des Kommunikationsziels sind außer dem (konventionellen) Sprachverhalten weitere Voraussetzungen wichtig. Oben in Kapitel I hatten wir schon einige genannt, wie z.B. der situative Kontext, institutionelle Rahmen, erwartbare Erwartungen etc. Diese vielen Momente ermöglichen es, eine kommunikative Handlung im Ganzen als nicht-konventionell zu bezeichnen, obwohl die Verwendung sprachlicher Ausdrücke immer mit Bezug auf Konventionen erfolgte sofern der Sprecher verstanden wird.

Das Problem ist wohl, daß einige Theoretiker, wie wohl auch Grice, dazu tendieren, nicht die kommunikative Handlung als einzigen Bezugspunkt der Analyse zu nehmen, sondern von ihr den Aspekt der Verwendung sprachlicher Zeichen zu trennen, und als eigenständigen Akt zu behandeln. Dieses Vorgehen bringt für die Erklärung kommunikativen Handelns wenig. Es ist sogar zu fragen, ob Grice hier nicht (ähnlich wie die traditionellen Theoretiker der situationsunabhängigen ‚Bedeutung‘ von Wörtern) einer Fiktion hinterherjagt. Wenn nach Wittgenstein die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch die Regeln ihrer Verwendung erklärt werden, dann kann man nicht andererseits Akte voraussetzen in denen die Bedeutung immer schon verwendungsunabhängig vorliegt. Entweder man akzeptiert einen traditionellen Bedeutungsbegriff, der Bedeutungen als situationsunabhängig festhaltbare ‚Entitäten‘ begreift, und interpretiert das sprachliche Handeln als Verwenden immer schon vorliegender sprachlicher Bedeutungen, oder man bezieht den Begriff der Bedeutung von vornherein auf die jeweilige Verwendungssituation, und muß dann aber (in diesem Modell) auf die Rede von vorgegebenen Bedeutungen verzichten. Damit würde auch der Begriff des Sagens, den Grice favorisiert, wegfallen. In einer Theorie des kommunikativen Handelns ist für das ‚Sagen‘ als eigenständigen Akt kein Platz mehr.

Es besteht aber auch noch die Möglichkeit, daß Grice's Sagen so etwas ist wie eine verknappte Form kommunikativen Handelns; d.h. das Sagen wäre eine Unterform des Meinens. Um das zu untersuchen, muß erst einiges zu Grice's Verständnis von sprachlichen Bedeutungen gesagt werden. Grice's Fehler ist es möglicherweise, daß er mit seinem Begriff des Meinens zwar einen Begriff kommunikativen Handelns vorlegt, mittels dessen das Entstehen sprachlicher Bedeutungen aus dem in einer Situation jeweils Gemeinten erklärt werden kann, andererseits aber, wenn er von den sprachlichen Bedeutungen allein redet, dies in einer traditionellen Ausdrucksweise tut, die Bedeutungen wie etwas fertig vorgefundenes behandelt. Über diesen Widerspruch ist er sich wohl nicht klar; dies wird besonders deutlich, wenn er Wittgensteins ‚Bedeutung-ist-Gebrauch‘-These für seinen eigenen Ansatz als problematisch ansieht. Dennoch unternimmt er den Versuch, die sprachlichen Bedeutungen aus dem Meinen herzuleiten. Diesem Erklärungsversuch werden wir uns zunächst zuwenden, bevor wir die einzelnen Bedeutungstypen, die Grice behauptet, näher untersuchen.

5. Die Herleitung der Bedeutung aus dem Meinen

In ‚Meaning‘ setzt Grice die (zeitlose) Bedeutung eines Ausdrucks gleich mit „some statement or disjunction of statements about what ‚people‘ (vague) intend [...] to effect by x.“¹⁰⁵ Die Bedeutung eines Ausdrucks wird auch als ‚konventionelle Bedeutung‘ bezeichnet. Der Ausdruck „x bedeutete etwas“ soll gleich sein mit „jemand meinte etwas mit x“. Das Programm, das oben schon erwähnt wurde, ist deutlich: „The meaning (in general) of a sign needs to be explained in terms of what users of the sign do (or should) mean by it on particular occasions.“¹⁰⁶ Diese Andeutungen über die Herleitung der Bedeutung aus dem Meinen sind äußerst vage. Es wird eine Analogie zwischen der Bedeutung und dem Meinen in der Weise versucht, daß von dem Meinen eines Einzelnen auf das Meinen einer Gemeinschaft geschlossen wird. Die Bedeutung ist das, was eine Gruppe von Sprachteilhabern mit einem Ausdruck meint. Wenn man das Meinen als kommunikatives Handeln interpretiert, kann aber immer nur von einem Handelnden die Rede sein. Gemeinschaftliches kommunikatives Handeln gibt es nicht (es sei denn, mehrere rufen z.B. einen Sprechchor; dies ist aber ein Spezialfall). Die Analogie greift also zu kurz. Allerdings ist dieser Herleitungsversuch nicht ganz falsch, da Bedeutungen zu Recht aus dem Meinen abgeleitet werden. Die Grice'sche Umschreibung soll wohl für den Begriff der Konvention stehen. Insofern bezeichnet das ‚was

¹⁰⁵ Grice 1957, 385.

¹⁰⁶ Grice 1957, 381.

man üblicherweise mit einem Ausdruck meinte eine Regularität im sprachlichen Verhalten, die, ist sie einigermaßen sicher zu erwarten, eine Konvention ist.

Dieser Herleitung ist, wie wir schon gesehen haben, der Vorwurf gemacht worden, sie sei zirkulär. Grice setze das, was gerade erklärt werden soll, die Bedeutungen der Ausdrücke, in seinem Begriff des Meinens schon voraus. Das Problem löst sich m.E., wenn man die Perspektive betrachtet, unter der die Erklärung steht. Systematisch gesehen ist es gerechtfertigt, die Bedeutungen der Wörter und Sätze, die ganze Sprache, aus ihrer Entstehung aus Akten der Kommunikation heraus zu erklären. Die kommunikative Interaktion der Menschen muß letzter Bezugspunkt jeder Erklärung der Entstehung von Sprache sein. Kommunikation ist deren erster Zweck. Andererseits, und nun wechselt die Perspektive, liegt den Sprachteilhabern, die nach der Ausdifferenzierung einer Sprache geboren werden, die Sprache in irgendeiner Form schon vor. D.h. beim Vorliegen sprachlicher Konventionen ist das Meinen (das kommunikative Handeln) nicht mehr der ursprüngliche Akt des Sich-Mitteilens, der er möglicherweise vor Existenz einer ausdifferenzierten Sprache gewesen war. Nach Entstehen einer Sprache kann jemand, der in der jeweiligen Gemeinschaft kommunikativ Handeln will, dies nicht mehr: ohne Berücksichtigung der dort geltenden Regeln und Konventionen tun. Aus der Tatsache, daß wir, wenn wir im Kindesalter die Sprache lernen, immer schon in den Gebrauch der Sprache nach den geltenden Verwendungsregeln eingeführt werden, bewirkt es, daß die Sprache intuitiv als festes System und die Bedeutungen als festliegend wahrgenommen werden. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß historisch das Meinen den ‚Bedeutungen‘ voraus ist.

Diese historische Perspektive wird meistens übersehen, z.B. auch von Grice, wenn er, ohne das jemals zu problematisieren, die Ausdrucksbedeutungen mit dem Prädikat ‚zeitlos‘ versieht. Zeitlose Bedeutungen gibt es ebenso wenig, wie die Regeln und Konventionen der Sprache gleich bleiben. Gerade Bedeutungen, in ihrer direkten Abhängigkeit von der jeweiligen Verwendungsweise, sind auch relativ zu einer ganzen Sprachgemeinschaft äußerst wandlungsfähig. Der Vorwurf der Zirkularität kann die Herleitung der Bedeutungen aus dem Meinen nicht treffen; zwar muß jeder Sprecher die Verwendungsweisen der von ihm benutzten Ausdrücke kennen, d.h. die Ausdrücke in der bestimmten Situation so verwenden, daß er das Erkennen seiner Intention durch den Hörer einigermaßen sicher erwarten kann, und das heißt eben, sich nicht allzu weit von den allgemein bekannten Verwendungsweisen zu entfernen; doch wird mit jeder einzelnen Verwendung eines Ausdrucks, die vielleicht etwas von der allgemein bekannten Verwendung abweicht die Spannweite der Verwendungsweisen dieses Ausdrucks, und das heißt die Bedeutungen, ausgeweitet. Die Bedeutungen der Ausdrücke werden in jeder einzelnen Verwendungssituation, wo Verständigung erzielt wurde, neu konstituiert. Nur in diesen Verwendungen (das heißt für uns: in den kommunikativen Handlungen) existieren die Bedeutungen der Ausdrücke.

Grice's Herleitung der Bedeutungen aus dem Meinen ist, wie wir gesehen haben, richtig; nur die Begründung, die er dafür angibt, ist zu rudimentär und, soweit er sich nicht über die Rolle der sprachlichen Konventionen klar ist, teilweise falsch. Problematisch wird diese mangelnde Konsequenz in der Begrifflichkeit in seinem Begriff des Sagens wo er, relativ zu seinem Programm (oder mindestens relativ zu einer kommunikationstheoretischen Ausweitung seines Programms) Unmögliches verlangt. Für ein Sagen, das lediglich die Verwendung sprachlicher Ausdrücke in ihrer konventionellen Bedeutung meinte gibt es in einer Theorie der kommunikativen Interaktion keinen Platz. Konventionen spielen in jedem Akt des Meinens, in jeder kommunikativen Handlung eine Rolle, sofern in ihr sprachliche Ausdrücke verwendet werden (und sei es auch nur, daß die konventionelle Bedeutung als Folie diene auf der das Gemeinte transportiert wird¹⁰⁷). Sagen, sofern damit etwas gemeint wird, ist immer auch Meinen. Ganz ohne Beachtung von Konventionen kommt auch der gewagteste, indirekteste Akt des Implizierens nicht aus. Grice's Fehler ist, daß seine Analyse des Meinens zu kurz greift, als wesentliche Voraussetzung nur die Kenntnis sprachlicher Konventionen und des situativen Kontextes voraussetzt, während an dem Prozeß des kommunikativen

¹⁰⁷ Siehe unten Kapitel IV über Implikatur.

Handelns noch weitaus mehr Bedingungen als Prämissen beteiligt werden. Deshalb räumt er der Sprachkenntnis eine so überragende Rolle ein, was zwar angesichts der Tatsache, daß der weitaus größte Teil sprachlichen Verhaltens weitgehend automatisch vor sich geht, nicht ganz ungerechtfertigt ist, aber an den systematisch notwendigen weiteren Bedingungen kommunikativen Handelns vorbeigeht.

6. ‚Zeitlose‘ Bedeutung von Äußerungstypen

Grice's Behandlung der Typen von ‚meaning‘ enthüllt, wie sehr er noch einem traditionellen Bedeutungsbegriff anhängt. Unabhängig von der richtigen Einsicht der Herleitung der Bedeutungen aus der Kommunikation behandelt er Bedeutungen weiterhin wie benennbare Entitäten. Dies wird deutlich aus der Art, wie Grice Bedeutungen formuliert: „Die (zeitlose) Bedeutung von X ist ‚...‘.“ Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Bedeutungstypen (1) bis (3) und (4) ist nach Grice, daß die Bedeutung in Formulierungen der Sprachbedeutung in Anführungszeichen notiert wird, während dies bei dem vom Sprecher Gemeinten nicht der Fall ist. Was bezweckt Grice mit dieser auf den ersten Blick spitzfindigen Bemerkung? Es hat den Anschein, als wenn er der Meinung ist, daß man Sprach-Bedeutungen in der Form von Propositionen erfassen kann; d.h. für jeden möglichen Satz gibt es eine Proposition, die den ‚Inhalt‘ des Satzes unabhängig von seinem Modus umfaßt. Die Propositionen wären so etwas wie der ‚Bedeutungskern‘ von Sätzen, der, um eine vollständige Äußerung zu werden, mit einem Modus versehen werden muß. Offensichtlich meint Grice, daß man jedem Satz eine einzelne Proposition genau zuordnen kann. Da es aber Sätze gibt, die mehrere Bedeutungen haben, läßt er die Möglichkeit offen, einem Satz auch mehrere Bedeutungen (mehrere Propositionen) zuzuschreiben wobei nach wie vor die jeweilige(n) Bedeutung(en) klar bestimmbar ist (sind). (Dies kann man aus der ständigen Verwendung des bestimmten Artikels ‚die‘ vor ‚Bedeutung‘ schließen.)

Ein (schon oben angedeutetes) begriffliches Problem ist, daß Grice nicht von Sätzen redet, sondern von Äußerungstypen. Er will damit wohl den Bezug der Sprach-Bedeutungen auf das Sprecher-Meinen deutlich machen. Angesichts der Art, wie er von den Bedeutungen redet kann man das nur als Trick bezeichnen der die unterschiedliche Begrifflichkeit bei der Analyse des Meinens einerseits und der der Bedeutungen andererseits verschleiern soll. Der Ausdruck ‚Äußerungstyp‘ ist in doppelter Weise problematisch. Zum einen läßt er die Akt-Objekt-Ambiguität offen, wenngleich es hier wohl mehr um den Objekt-Charakter der Äußerung geht: die Äußerung als geordnete Folge von Wörtern. Zum anderen ist fraglich, ob man *Typen* von Äußerungen überhaupt einzelne Bedeutungen zuschreiben kann. Der Begriff ‚Typ‘ ist eigentlich ein Oberbegriff, der verschiedene einzelne Erscheinungen zu einer Klasse zusammenfassen soll. Auch nach einem traditionellen Bedeutungsbegriff sind Bedeutungen immer nur einzelnen Exemplaren von Sätzen zugeschrieben worden, nie jedoch einer ganzen Klasse. Es sind zwar gewisse Funktionen beschreibbar, die mittels bestimmter Typen von Sätzen erfüllt werden können, diese Funktionen werden aber nicht als Bedeutungen bezeichnet. Der Begriff ‚Typ‘ ist in der analytischen Philosophie nur der eine Teil eines Begriffspaares *type -token*, dessen anderer Teil das jeweilige Einzelexemplar, das unter den Typ fällt, meint. Von *token* kann Grice bei der Untersuchung der timeless meaning natürlich nicht reden, da es ihm schließlich um die übergreifende, allgemeine Bedeutung von Ausdrücken geht.

An der Art, wie Grice den Begriff verwendet, kann man erkennen, daß er letztlich Sätze meint. Der Begriff ‚Satz‘ entstammt aber einer anderen Erklärungssprache, einem anderen Erklärungsmodell, als der Analyse kommunikativer Handlungen, nämlich einem auf die grammatischen und syntaktischen Ordnungsprinzipien der Sprache als Regelsystem zielenden Modell. Durch die Wahl dieses Ausdrucks verdeckt Grice die Unterschiede dieser Modelle. Ihm kann jedoch dieser Unterschied nicht entgangen sein, wenn er darauf bedacht ist, die Frage nach dem Verhältnis zwischen ‚zeitloser‘ Bedeutung und Sprecher-Meinen sorgfältig-

tig von der Frage nach der Beziehung zwischen der ‚zeitlosen‘ Bedeutung vollständiger Äußerungstypen (Sätze) und der ‚zeitlosen‘ Bedeutung unvollständiger Äußerungstypen (Wörter, Teilsätze) zu unterscheiden.¹⁰⁸ Die Probleme der inneren syntaktischen Gliederung von Sätzen liegen in der Tat auf einer anderen Ebene als die Beziehung von Bedeutung zum kommunikativen Handeln.

Wenn er auch von Bedeutungen wie von Entitäten redet, so bemüht Grice sich doch, auch in der Definition der zeitlosen Ausdrucks-Bedeutung den Bezug zum Meinen herzustellen. Es stellt sich aber die Frage, ob das Verfahren, das er dabei anwendet, wirklich die Bedeutungen erklären kann. Er beginnt mit der Untersuchung unstrukturierter Äußerungstypen (Gesten) und versucht deren Bedeutung mit dem Ausdruck ‚ein bestimmtes Verfahren in seinem Repertoire haben‘ zu erklären.¹⁰⁹ (61) Dieser Ausdruck beinhaltet aber nichts anderes, als daß ein Äußerer immer schon wissen muss, mit welchen Mitteln er bei seinem Publikum welche Wirkungen erzielen kann. Er setzt die Kenntnis dieser Mittel (dieser Verfahrensweisen) beim Publikum voraus. Wenn man diese Formulierung mit der Theorie von Lewis vergleicht, dann beschreibt Grice damit nichts anderes, als eine Regularität im Verhalten, die, kann sie beiderseits in einer spezifischen Situation erwartet werden, eine Konvention ist. Grice definiert also unbewußt Konventionen, erklärt aber nicht die ‚Bedeutungen‘ von Äußerungstypen. Grice unterscheidet noch Ideolekt-Bedeutung von einer Bedeutung in einer größeren Gruppe von Individuen. Der Unterschied ist lediglich daß bei Ideolekten eine Regularität (ein bestimmtes Verfahren) nur von einem einzelnen Individuum erwartet wird, während in einer Gruppe die Regularität von nahezu allen Mitgliedern befolgt wird. Da Grice sich wohl nicht darüber klar ist, daß er damit Konventionen definiert, ist seine Definition von ‚eine Prozedur in seinem Repertoire haben‘ denkbar weich: ‚eine ständige Bereitschaft haben, zu ...‘. Lediglich die Bereitschaft zu einem Verhalten zu haben, ist nach Lewis für eine Konvention zu wenig. Der Handelnde muß schon gute Gründe für sein Verhalten haben (eben den, daß er seine Zwecke mit gerade diesem Mittel erreicht).

Wenn man Grice's Definitionsversuch in andere Worte kleidet, kann man sagen, daß ‚Bedeutung eines Ausdruckst die Konvention seiner Verwendung ist. Seine Erklärung wäre dann nicht mehr weit von der Wittgensteins entfernt. Allerdings muß Grice von den Konventionen schematischere Vorstellungen haben, als Wittgenstein, sonst könnte er nicht die beiden weiteren Bedeutungstypen sprachlicher Ausdrücke (angewandte zeitlose Bedeutung und Situationsbedeutung von Äußerungstypen) behaupten.

Die Vorstellung von der ‚angewandten zeitlosen Bedeutung eines Äußerungstyps‘ geht aus von der Annahme, daß unter dem Oberbegriff ‚zeitlose Bedeutung‘ alle möglichen Verwendungsweisen eines Ausdrucks zusammengefaßt sind. Daß diese Zusammenfassung der verschiedensten Verwendungsweisen unter den einen Begriff ‚die Bedeutung‘ eine theoretische Fiktion ist, hatten wir schon angedeutet. Wenn die Bedeutungen die Verwendungskonventionen sind, dann kann man nicht von *einer* Verwendungsweise reden (die Erfahrung der Mehrdeutigkeit spricht zu offensichtlich dagegen). Da man immer nur einzelne Verwendungsweisen benennen und untersuchen kann, die gesammelten Verwendungsweisen eines Ausdrucks aber nie zugleich erklären kann, ist es sinnlos, zwischen der (allgemeinen) zeitlosen Bedeutung und der jeweils vorliegenden Bedeutung zu unterscheiden; man würde dann nur zwischen Verwendungsweisen und einer bestimmte Verwendungsweise unterscheiden, was lediglich ein quantitativer Unterschied, aber kein systematischer ist. Da er sich über die Konsequenzen seiner eigenen Begrifflichkeit und Definitionen nicht klar ist, kann Grice auch den analytischen Sinn dieser von ihm eingeführten Unterscheidungen nicht klar machen. Eine weitere Ungenauigkeit ist, daß die Rede von Einzel-Verwendungen dem Versuch der Definition der Bedeutung eines Typs schon in sich widerspricht; Grice hätte von der Bedeutung von Äußerungs-token sprechen müssen.

Unabhängig von der in der Definition der zeitlosen Bedeutung behaupteten Beziehung auf Verwendungskonventionen ganzer Ausdrücke (vollständiger, aber unstrukturierter Äuße-

¹⁰⁸ Grice 1968, 60.

¹⁰⁹ Grice 1968, 61.

nungstypen) versucht Grice (auch hier sehr rudimentär), die Bedeutung strukturierter Äußerungstypen (Sätze) als zusammengesetzt aus der Bedeutung der Teile zu erklären. Er versucht letztlich, die innere Struktur zusammengesetzter Äußerungen mithilfe grammatischer Kategorien zu erklären, und bemerkt wiederum nicht, daß er dabei ständig die verschiedenen Analyseebenen wechselt.¹¹⁰ (62)

Am unklarsten bleibt der Typ (3) der Bedeutungs-Spezifikationen, die ‚Situations-Bedeutung eines Äußerungstyps‘. Es ist nicht zu sehen, inwiefern diese Spezifikation, die „U meinte mit x ‚...‘.“ erklären soll, einen wesentlichen Unterschied zum Sprecher-Meinen formuliert. Man könnte höchstens vermuten daß ein anderer Blickwinkel damit zum Ausdruck gebracht werden soll. Grice zögert, von den geäußerten Wörtern auszusagen, sie hätten in einer bestimmten Situation eine bestimmte Bedeutung, während er dies von der Äußerung sehr wohl sagen möchte. Hier kommt wieder seine Scheu zum Ausdruck, den fiktiven Bedeutungs-begriff (bzgl. Wörtern und Sätzen) aufzugeben. Der Blickwinkel liegt einmal auf der Äußerung, zum anderen auf dem Sprecher. Grice will mit dieser subtilen Unterscheidung wohl sagen, daß ein Sprecher mit einer bestimmten Äußerung etwas meinen kann, das nicht in der konventionellen (oder Standard-) Bedeutung der geäußerten Wörter enthalten ist, aber das, was er meint, mit der Äußerung als Wortfolge, und nicht mit der Äußerung als Handlung meint. Diese Unterscheidung ist wieder Folge der mangelnden Unterscheidung von Bedeutung und Meinen. Inhaltlich dürfte die ‚Bedeutung‘ einer Äußerung in einer bestimmten Situation mit dem, was der Sprecher gemeint hat, identisch sein. Die Unterscheidung kann also nur einen theoretischen Sinn haben, den zu erläutern Grice allerdings auch nicht in der Lage ist. Wenn wir den Gedanken wieder aufgreifen daß Grice eventuell der Meinung ist, daß es ein Spektrum der Art des kommunikativen Umgangs mit der Sprache gibt, von sehr konventionellem Verhalten bis zu reinem Situationsverhalten, ist die Differenzierung verständlich. Ob es ein solches Spektrum wirklich gibt, könnte wohl nur bei einer genaueren empirischen Untersuchung ermittelt werden.

7. Das Problem der Wahrheit: Ist Assertion eine Grundfunktion der Rede?

Zu einem Problem schweigt Grice in seiner ganzen Analyse, das lange Zeit eines der Hauptthemen der Sprachphilosophie war, zu dem Problem der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit, zu dem, was als Grundfunktionen der Sprache bezeichnet wurde, zu der Referenz und der Prädikation. Wir hatten schon gesehen, daß Grice, wenn er den ‚Inhalt‘ der Äußerungen aus seiner allgemeinen Analyse des Meinens ausspart, auf ihn mit den Variablen ‚p‘ und ‚daß p‘ Bezug nimmt, womit möglicherweise der Bezug auf Propositionen, die in den Äußerungen enthalten sind, gemeint ist. In diesen Propositionen steckt natürlich das für Philosophen zentrale Problem der Wahrheit. Wir hatten auch gesehen, daß Grice davor zurückschreckt, irgendetwas über die Beziehung der Rede zur Wahrheit zu präjudizieren, weshalb er den Kunstterminus ‚Sagen‘, in dem seiner Meinung nach wohl das Problem der Wahrheit steckt, streng vom Meinen trennen wollte. Es ist die Frage, ob im Rahmen einer Theorie des kommunikativen Handelns das Problem der Wahrheit so eine zentrale Rolle spielt. Dies wäre der Fall, wenn, wie u.a. Tugendhat meint,¹¹¹ die Assertion eine Grundfunktion der Sprache wäre. Allerdings haben wir hier wieder das Problem, ob wir von der Sprache als System reden, oder von sprachlichem Verhalten. In Begriffen der Sprache als System wäre die Äußerung ‚Dies ist ein Baum‘ ein Akt der unmittelbaren Referenz, in Begriffen des kommunikativen Handelns wäre dies die Handlung des Erklärens der Verwendungsregel des Ausdrucks ‚Baum‘. Widersprechen sich nun beide Interpretationen? Es geht letztlich natürlich darum, welche Vorstellung von Wirklichkeit hinter den jeweiligen Positionen steht. Hat man einen Begriff von Wirklichkeit als einer unabhängig von der menschlichen Erkenntnis und der Be-

¹¹⁰ Einige Bemerkungen zur Grammatik werde ich weiter unten nach machen.

¹¹¹ Tugendhat 1976, 14.-16. Vorlesung.

zunahme auf sie existierenden Wirklichkeit, dann kann man der Sprache auch Akte der Bezugnahme auf diese (sprachexterne) Wirklichkeit zuschreiben. Ist man dagegen der Ansicht, Wirklichkeit existiere nur in der menschlichen Erfahrung, mithin in Sprache, dann ist es möglich den Akt der ostensiven Definition eines Ausdrucks als die Konstitution eines Stückes Wirklichkeit aufzufassen. Es ist an dieser Stelle nicht entscheidbar, welche Auffassung plausibler ist. Da meiner Meinung nach durch die Interpretation der o.g. Äußerung als ‚Verwendungsregel erklären‘ noch keine Vorentscheidung über die Beziehung Sprache - Wirklichkeit gefallen ist, kann man mit dieser Erklärung kommunikatives Handeln auch ohne direkte Bezugnahme auf das Problem der Wahrheit erklären.

Doch Tugendhat redete wenn er Grice angreift, nicht nur von Referenz und Prädikation, er behandelt die Assertion als Grundfunktion der Rede. In der Notierung ‚p‘ oder ‚daß p‘, also in dem, was ich Proposition der Äußerung genannt habe, will er die Assertion enthalten sehen. Assertion sei der Standardzweck von Sprache, und ohne Bezug darauf könne man Sprache nicht analysieren. Indem er von der Assertion als Behauptungs-Handlung redet, verläßt Tugendhat die Ebene der reinen Sprachtheorie und begibt sich auf die Ebene kommunikativer Handlungen. Es mag stimmen, wie Tugendhat sagt, daß die Zwecke von Sprache zu viele und zu verschiedene sind, als daß eine allgemeine Analyse möglich wäre, wenn man diese in die Untersuchung miteinbezieht, andererseits ist es aber auch eine starke Verkürzung der Funktion von Sprache, sie in der Analyse auf einen Grundzweck zu reduzieren. Hier widersprechen sich zwei verschiedenen analytische Interessen; auf der einen Seite (Grice) das Interesse an einer größtmöglichen Allgemeinheit in der Analyse kommunikativen Handelns, um auch noch die vermitteltsten und indirektesten Gebrauchsweisen der Sprache unter die Definition fassen zu können, auf der anderen Seite (Tugendhat) das Interesse an einer größtmöglichen Klarheit und logischen Folgerichtigkeit der Argumentation, das, ist es rein logisch orientiert* die historischen Dimensionen in der Erklärung sprachlichen Verhaltens vernachlässigen muß. Wir sehen uns wieder vor das Problem der offensichtlichen Unvereinbarkeit der zwei Analyseebenen gestellt, Sprache als System einerseits, und sprachliches Handeln andererseits.

In einer Theorie kommunikativen Handelns würde es keinen Sinn machen, einen Typus sprachlicher Handlungen als zentral hinzustellen. Dies schon gar nicht, wenn der Begriff des Behauptens so stark gemacht wird, wie Tugendhat es tut. Tugendhat bemerkt auch nichts daß Grice später in seinem Meinens-Begriff als intendierte Wirkung nicht mehr den ‚Glauben daß p‘ beim Hörer annimmt, sondern lediglich die Kenntnis des Hörers von der Überzeugung daß p des Sprechers. Das Ausweisungsspiel, auf das sich nach Tugendhat jeder einläßt, der eine Behauptung macht, ist eine Form sozialen Verhaltens, die durch weitaus mehr Bedingungen definiert ist, als nur die Beziehung zwischen Gesagtem und Wirklichkeit. Jede Analyse alltäglicher Gespräche wird zeigen, daß auf eine Behauptung weitaus mehr Antworten als ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ möglich sind, ja, daß Behaupten in der starken Form, als Einlassen auf ein Ausweisungsspiel, vielleicht viel seltener vorkommt, als angenommen wird. In philosophischen Diskursen kann die Frage der Wahrheit zentral werden, in der alltäglichen Rede wird sie längst nicht so sehr zum Problem, wie es den Anschein hat. Es geht häufig mehr um Geltungsansprüche (sozialer Art), als darum, wer ‚wirklich‘ Recht hat. Man sollte also die Frage der Wahrheit als philosophisches Problem von der Untersuchung der Funktion von Sprache im kommunikativen Handeln trennen, zumindest Wahrheit nicht zur Grundbedingung kommunikativen Handelns machen.

8. Die Rolle der Grammatik

Ein Problem bleibt im Zusammenhang mit dem ‚Sagen‘ noch offen, nämlich die Rolle der Grammatik für die Bedeutungen der Äußerungen bzw. für das Erkennen des Gemeinten durch den Hörer. Daß Grice einem traditionellen Grammatik-Modell anhängt, war schon daran zu erkennen, daß er der Meinung ist, daß die Bedeutung zusammengesetzter Äuße-

rungs-Typen ein Ergebnis der Bedeutungen der einzelnen Äußerungsteile (Wörter, Teilsätze) ist. Folglich muß die Bedeutung auch durch syntaktische Konstruktionsregeln mitbestimmt werden. Die intendierte Wirkung wird in Beziehung gesetzt zur inneren Satzstruktur, die durch syntaktische Merkmale (devices) charakterisiert wird. Die Sätze¹¹² enthalten z.T. Hinweise, die sich auf ihre Funktion beziehen. Um den Zusammenhang zu seiner intentionalistischen Meinens-Theorie zu wahren, sagt Grice, daß die (satzinternen) Korrelationen zwischen den Satzelementen mitintendiert werden. Führt man diese These konsequent durchs dann würde das heißen, daß jede grammatische Funktion, die in einer Äußerung enthalten ist, als solche vom Sprecher intendiert wurde. Damit ist, wie wir schon oben gesehen hatten, der Begriff der Intention eindeutig überfrachtet. Es wäre wohl besser, die grammatischen Mittel insgesamt unter den Voraussetzungen kommunikativen Handelns, nämlich der Kenntnis der sprachlichen Regeln, einzuordnen, weil dann die Anwendung sprachlicher Konstruktionsprinzipien, bzw. die innere Struktur der Sätze, von dem Begriff der Intention freigehalten werden kann. Ein Grund für die Unterscheidung des ‚Sagens‘ vom ‚Meinen‘ ist wohl auch, daß Grice erklären muß, wieso jemand einen bestimmten Satz verwendet, obwohl er ihn nicht in seiner konventionellen Bedeutung meint. Wenn die grammatischen devices alle einzeln intendiert sind, wieso äußert der Sprecher dann nicht gleich einen Satz, in dem die grammatischen Strukturen in direkter Beziehung zum Gemeinten stehen (und nicht in indirekter)?

Grice hat natürlich Recht, wenn er sagt, daß die Merkmale einer Äußerung, wozu auch die grammatischen Anzeichen gehören, Anhaltspunkte für den Hörer sind, das Gemeinte zu rekonstruieren. Es führt aber offensichtlich zu Problemen, wenn man die Fragen der allgemeinen Definition kommunikativen Handelns, und damit die Frage der Funktion von Sprache in der Kommunikation, zu früh mit der Frage nach der inneren Konstruktion der Sprache als System verknüpft. Zum Zwecke begrifflicher Klarheit ist es besser, beide Problembereiche erst einmal auseinander zu halten und getrennt zu behandeln, um dann herauszufinden zu versuchen wie die Erklärung des einen in die Erklärung des anderen eingehen kann.

9. Sagen als Spezialfall kommunikativen Handelns

Kehren wir zum Schluß dieses Kapitels noch einmal zu der eigentlichen Fragestellung zurück, welche Funktion ein Begriff des Sagens in einer Theorie kommunikativen Handelns haben kann, bzw. ob das Sagen eine Voraussetzung des Meinens ist. In dem Sinn, in dem Sagen lediglich das Äußern einer Lautfolge meint, ist er für unsere Untersuchung unerheblich. Sagen als Äußern von Wörtern und Sätzen kann für den Begriff des Meinens wichtig werden, sofern es als Äußern von Sätzen in einer Bedeutung verstanden wird. Das Äußern von Sätzen in einer Bedeutung kann, soll es nicht mit dem Meinen identisch sein, nur das Äußern von Sätzen in ihrer konventionellen Bedeutung sein. Die konventionelle Bedeutung muß sich von dem Meinen unterscheiden lassen (zumindest insofern, daß die Bedeutung von Sätzen, d.h. die Regel ihrer Verwendung, zwar Grundlage des Meinens ist, dieses aber noch nicht gänzlich umfaßt.). Der Unterschied könnte darin liegen, nimmt man Lewis' Konventionsbegriff zu Hilfe, daß das Sagen identisch ist mit dem Äußern eines Satzes in der Situation bzw. zu dem Zweck, zu dem dieser Satz regulärer Weise verwendet wird. Da es sich meist nur um eine der möglichen Bedeutungen handeln kann, die in der jeweiligen Situation vorliegt, muß das Sagen als Sagen in einer Situation interpretiert werden. Das Meinen, das ja nach dieser Definition nicht mit dem Sagen identisch sein darf, würde, außer dem Sagen eines Satzes in seiner konventionellen Bedeutung und dem Meinen in dieser Bedeutung, noch Momente enthalten, mit denen bestimmte Wirkungen ohne Bezug auf die reine Satzbedeutung oder in Anlehnung an sie, aber über sie hinausgehend, erzielt werden können. Will man nicht jede erreichte Koordination (das Meinen und Verstanden-Werden) als

¹¹² Daß Grice ohne Zögern anstatt von Äußerungen plötzlich von Sätzen redet, zeigt wieder, daß er sich über die Unterschiedlichkeit der Erklärungsebenen nicht klar ist.

Konvention bezeichnen müssen andere Indizien, die in der Definition des Meinens nicht erfaßt sind, für das (indirekte) kommunikative Handeln und das Verstehen eine Rolle spielen. Die Äußerung von Sätzen wäre dann ein Mittel der Kommunikation unter mehreren. Konvention würde den Grad der Erwartbarkeit eines bestimmten Verhaltens in einer spezifischen Situation betreffen. Nur in diesem Sinn wäre der Begriff des Sagens, als vom Meinen zu unterscheidendes Moment des kommunikativen Handelns, sinnvoll. Sagen als Äußern eines Satzes in seiner konventionellen Bedeutung kann dann nur die ‚applied timeless meaning‘ bei Grice umfassen. Die ‚zeitlose Bedeutung‘ miteinzubeziehen würde wieder den Fehler der Vermischung der Analyseebenen bedeuten, würde den fiktiven Bedeutungsbegriff in die Definition der Kommunikation einführen. Da Bedeutung, soll sie benennbar sein, aber immer nur die Verwendungsweise in der jeweiligen Situation sein kann, ist dieser fiktive Bedeutungsbegriff ausgeschlossen.

Es wird noch zu untersuchen sein, inwiefern diese Interpretation kommunikativen Handelns und der so definierte Begriff des Sagens ein instrumentalistisches Sprachverständnis impliziert, wie ähnlichen Positionen schon vorgeworfen wurde. Außerdem ist noch zu klären, welche Mittel in dem kommunikativen Handeln außer der Sprache noch eine Rolle spielen, bzw. auf welche Voraussetzungen außer der Kenntnis der Sprache und ihrer Verwendungsregeln beim kommunikativen Handeln noch Bezug genommen wird (im folgenden Kapitel)» und wie das Meinen, das über das Sagen hinausgeht, erfolgreich sein kann, und wie es dabei auf die konventionelle Bedeutung der Sätze Bezug nimmt, Letztere Frage soll am Grice'schen Begriff des Implizierens (in Kapitel IV) behandelt werden.

III. Voraussetzungen kommunikativer Interaktion

1. Gemeinsames Wissen

Es war bisher bei der Darstellung der Grice'schen Theorie des Meinens öfter die Rede von den Voraussetzungen kommunikativen Handelns, die über die reine Sprachkenntnis hinaus für das Meinen und das Verstehen des Gemeinten von Bedeutung sind.¹¹³ Einige dieser Voraussetzungen kann man unter dem Begriff des zwischen Sprechern und Hörern geteilten gegenseitigem gemeinsamen Wissens zusammenfassen. Da der Begriff in dieser Form noch zu allgemein ist, muß näher spezifiziert werden, was alles zum für das kommunikative Handeln (Meinen wie Verstehen) notwendigen Wissen zu rechnen ist. Um als Oberbegriff überhaupt wirken zu können, kann der Begriff des Wissens nicht in einem strengen Sinne definiert werden. Nicht nur, was dem Handelnden im Moment der Handlung aktuell bewußt gegenwärtig ist, fällt darunter, sondern auch Vermutungen, Erwartungen, allgemeine Regelkenntnis¹¹⁴ Grundannahmen über soziales Handeln im, allgemeinen und kommunikatives Handeln im besonderen, Sprachkenntnis und ähnliches. Insofern ist der Begriff des gemeinsamen Wissens ein terminus technicus, der von dem philosophischen Begriff Wissen zu unterscheiden ist. Allein von Voraussetzungen des Handelns zu reden, wäre zu allgemein, weil dann nicht der spezifische Charakter der wesentlichen Voraussetzungen als (wie auch immer vorhandene) Kenntnis der Handelnden ausgedrückt wäre.¹¹⁵ Andererseits ist der Begriff des gemeinsamen Wissens auch zu allgemein, um tragender Begriff der Definition kommunikativen Handelns sein zu können,¹¹⁶ indem er alle Prämissen des praktischen Schlusses, den Sprecher wie Hörer vollziehen, in sich vereinigt. Für eine genaue Rekonstruktion der Prämissen wäre ebenfalls eine genaue Spezifizierung notwendig. Dieses Wissen vereinigt Teile des allgemeinen Wissens über die Welt mit Wahrnehmungen, die erst unmittelbar in der jeweiligen Handlungssituation gemacht werden, und bringt sie in Beziehung zueinander.

Wesentlich für dieses Handlungswissen ist, daß es in seinen für die jeweilige Interaktion relevanten Teilen allen daran beteiligten Teilnehmern gemeinsam ist. Wie kommt diese Gemeinsamkeit zustande? Da wir in die Köpfe der Anderen nicht hineinschauen können, können wir natürlich niemals sagen, ob der Andere exakt dasselbe Wissen (bezogen auf ein bestimmtes Problem) hat. Jedoch wird diese Identität, wenigstens beim Alltagswissen, von den Beteiligten vorausgesetzt. Dieses Voraussetzen findet seine Berechtigung in dem vergleichbaren Lebenshintergrund der Interagierenden. Voraussetzung des gemeinsamen Wissens, und damit des erfolgreichen Kommunizierens, ist also immer die Mitgliedschaft in einer sozialen und kulturellen Gemeinschaft. Wo diese Gemeinschaft des Lebenshintergrundes nicht mehr ganz gegeben ist, wird Kommunikation und Verstehen schwieriger, oder sogar ganz unmöglich. In einer Gemeinschaft wird die Übereinstimmung des Weltwissens meist unhinterfragt vorausgesetzt und erst dann hinterfragt, wenn es bei der Kommunikation zu Problemen, sprich: Nichtverstehen, kommt.

¹¹³ Grice vernachlässigt diesen Aspekt kommunikativen Handelns. In der Literatur zu Grice führt erst Schiffer 1972, 30 den Begriff des geteilten Wissens ein (aufgrund der Kenntnis von Lewis' Analyse).

¹¹⁴ für die der Begriff ‚Kompetenz‘ gebräuchlich geworden ist.

¹¹⁵ Es wäre dann auch der Weg offen, in kausalistischer Manier alle möglichen für das kommunikative Handeln als kommunikatives Handeln unwesentlichen weiteren Bedingungen aufzuzählen.

¹¹⁶ Kemmerling 1979, 87 merkt dies zu Recht an.

a. Interpretationsmuster

Das allgemeine Alltagswissen formt sich zu Interpretationsmustern¹¹⁷ aus, die auf jedes neue Ereignis angewandt werden. Jede aktuelle Wahrnehmung und Erfahrung wird in Beziehung zu solchen Interpretationsmustern gesetzt, d.h. es wird nach Ähnlichkeiten mit schon bekannten Ereignissen gesucht, und dann ein Analogieschluß vollzogen. Diese Analogie, bzw. die Voraussetzung der beidseitigen Kenntnis der Interpretationsmuster, bewirkt es, daß aktuelle, neu auftretende Ereignisse von allen Beteiligten ähnlich interpretiert und wahrgenommen werden, zumindest aber, daß dieses analoge Wahrnehmen wechselseitig vorausgesetzt bzw. erwartet wird. Auch die direkte Wahrnehmung in einer Situation, in die die Beteiligten gleichzeitig verwickelt sind, und die gegenseitige, unhinterfragt gemachte Annahme, daß der Andere dasselbe wahrnimmt, sind vermittelt über den Bezug auf das gemeinsame Hintergrundwissen und die darin enthaltenen Interpretationsmuster der Beteiligten.

Neben der Gemeinsamkeit des Wissens ist seine Gegenseitigkeit wichtig, d.h. die Tatsache, daß jeder annimmt, daß der Andere über dasselbe oder zumindest ein ähnliches Wissen verfügt, wie man selbst. Der Begriff geteiltes Wissen erweckt den Anschein, als wenn die Beteiligten Teilhaber desselben Wissens seien, obwohl sie eigentlich nur jeder für sich ihr eigenes Wissen, das allerdings über die Gemeinschaft vermittelt ist, besitzen. Der Begriff Wissen als personenübergreifender ist also eine theoretische Abstraktion (wie auch der Begriff der Bedeutung).¹¹⁸

b. Regeln

Neben den Interpretationsmustern (die sie eigentlich enthalten) ist die Kenntnis sozialer Regeln wichtiger Teil des gemeinsamen Wissens. Damit sind in unserem Zusammenhang hauptsächlich Regeln der Interaktion und Kommunikation gemeint. Das Prädikat ‚sozial‘ für Regeln ist eigentlich eine Tautologie, weil Regeln per definitionem immer Regeln einer Gemeinschaft sind. Regeln sind Konventionen des Verhaltens in einer Gemeinschaft von miteinander Handelnden. Zum Begriff der Konvention gehört, wie wir gesehen haben, die Erwartbarkeit des regelgemäßen Verhaltens. Diese Erwartbarkeit ergibt sich einzig aus dem eigenen Handlungsinteresse jedes Einzelnen, nämlich Koordination zu erreichen. Die Kenntnis einer Regel ist das Wissen von Regularitäten im vergangenen (eigenen und fremden) Handeln, das jeweils (relativ zur spezifischen Situation) zum erwünschten Ergebnis geführt hat. In die Kenntnis einer Regel gehen also in gleichem Maße Erfahrungen vergangenen Handelns ein, wie, aus der ständigen Wiederkehr eines bestimmten Verhaltens zu einem bestimmten Zweck abgeleitet, die Erwartung, daß dasselbe Verhalten (vorausgesetzt, die Situation ist vergleichbar) dasselbe Ergebnis erzielt, bzw. beim kommunikativen Handeln, daß dieselbe Handlung dieselbe Wirkung beim Hörer erzielt.

Zu den Regeln, die zu kennen Voraussetzung erfolgreichen Kommunizierens ist, gehören u. a. Regeln kommunikativen Verhaltens. Grice hat den Versuch gemachte solche Regeln zu

¹¹⁷ Einige der hier verwendeten Begriffe (Interpretationsmuster, Situationsdefinition) verweisen auf die kognitive Soziologie, besonders die Ethnomethodologie, die sich ausführlich mit Phänomenen wie Alltagswissen und sozialen Regeln auseinandergesetzt hat. Diese Theorie bezieht sich sowohl auf den ‚Symbolischen Interaktionismus, der u.a. durch die Sozialpsychologie Meads geprägt war (u.a. George Herbert Mead: *Mind, Self and Society*. Chicago 1934), als auch auf die phänomenologische Soziologie Alfred Schütz' (A. Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Wien 1960). Aus Platzgründen kann ich hier nicht näher darauf eingehen, sondern lediglich auf zwei Aufsatzsammlungen verweisen: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbek 1973 (darin besonders die Aufsätze von Cicourel, Garfinkel und Hymes); Aaron V. Cicourel: *Sprache in der sozialen Interaktion*. München 1975.

¹¹⁸ Es wäre eine interessante Aufgabe, herauszufinden wie eigentlich Wissen als Wissen einer Gemeinschaft aufbewahrt und über Zeiträume hinweg weitergegeben wird. Eine Fragestellung, die natürlich auch die Tradierung von Bedeutungen betrifft.

formulieren.¹¹⁹ Allerdings stellt sich bei seinen ‚Konversationsmaximen‘ die Frage, ob er nicht einen idealisierten Begriff von Kommunikation voraussetzt. Ich werde auf die Maximen weiter unten bei der Behandlung der konversationellen Implikatur (Kapitel IV), mit der sie in analytischem Zusammenhang stehen, näher eingehen. Bei der Formulierung von Kommunikationsregeln muß man sich immer fragen, welche Zwecke man der Kommunikation zuschreibt und welche Zwecke nicht mehr dazu gehören sollen. Genausowenig, wie das notwendige Handlungswissen fest umgrenzbar oder gar genau beschreibbar ist, sind wohl auch Kommunikationsregeln nur schwer zu fassen. Jede Formulierung unterliegt wohl der Idealisierung, relativ zum Begriff der Kommunikation, die der jeweilige Theoretiker hat. Die Formulierung allgemeiner Prinzipien kann letztlich nur dazu dienen, auf dem Hintergrund eines Idealbegriffes die möglichen Abweichungen, das, was in und mit Kommunikation tatsächlich geschieht (welche Zwecke verfolgt werden) überhaupt fassen zu können.¹²⁰

c. Erfahrungen

Regeln und Konventionen setzen notwendig den Begriff der Erfahrung voraus. Über die Erfahrung sind die Regeln Teil des Wissens geworden. Die Erfahrung kann persönliche Erfahrung über Erfolge früheren eigenen Handelns, oder das Handeln anderer seine sie kann aber auch verbal von Anderen weitergegebene Erfahrung sein. Die gesammelten Erfahrungen formen sich zur Handlungsgeschichte; die einer jeweiligen kommunikativen Handlungsunmittelbar vorausgehenden Erfahrungen bilden die Kommunikationsgeschichte, deren Kenntnis vom Anderen, war er ebenfalls anwesend, erwartet werden kann. Die Erfahrungen vergangener erfolgreicher oder fehlgegangener Handlungen formen erst eine Regel, oder wurde die Regel verbal mitgeteilt, überprüfen die Richtigkeit der Regel. Regeln sind also immer auch Teil und Ergebnis der persönlichen Handlungsgeschichte jedes Einzelnen. Diese Geschichte muß nicht direkt bewußt sein, auch weitgehend automatisiertes gewohnheitsmäßiges Verhalten geht immer auf gemachte Erfahrungen zurücke ja, verläßt sich darauf in besonders starkem Maße. Erst wenn der gewohnte Handlungsablauf gestört wird, muß die Erfahrung bewußt gemacht werden und herausgefunden werden, welche Regel verletzt wurde (oder inwiefern sich die vorliegende Situation von den vorangegangenen unterscheidet).

d. Situationsdefinitionen

Die Situation ist, wie schon gesagt wurde, nicht einfach gegeben, sondern wird in Zusammenhang mit dem Hintergrundwissen der Beteiligten und den darin enthaltenen Interpretationsmustern interpretiert und konstituiert. Die Kenntnis sozialer Verhaltensweisen, von Ort und Zeit führt zur wechselseitigen Definition der Situation. Es gibt Zusammenhänge, in denen den Beteiligten die Freiheit der Situationsdefinition in ihren wesentlichen Punkten entzogen ist. Dies sind die gesellschaftlichen Institutionen, wie z.B. Kirchen, Gerichte, Schulen, Universitäten, Behörden etc. In ihnen sind die möglichen Verhaltensweisen durch Zweck und Charakter der Institution weitgehend vorgegeben der Handlungsspielraum beschränkt sich auf geringe (inhaltliche) Variationen des in seinem formalen Rahmen vorgegebenen Verhaltens. In Institutionen ist Abweichung vom vorgegebenen Verhalten stärker sanktioniert als außerhalb (vor Gericht z.B. mit Ordnungsstrafen). Es gibt wohl verschiedene Grade der Formalität von Institutionen, z.B. hat sich in Universitäten in letzter Zeit eine stärkere Informalität der Verhaltensweisen ergeben, wobei Zweck und Inhalt des Verhaltens aber nach wie vor durch die Institution vorgegeben wird.

¹¹⁹ Grice 1975, 45 ff.

¹²⁰ Das scheint mir auch der Sinn von Grice's Formulierungen zu sein. (s.u. Kapitel IV)

In informellen, also außerinstitutionellen Zusammenhängen ist die Definition der Situation weitgehend den Beteiligten überlassen. Zwar ist auch hier ein gewisser Rahmen durch Zeit» Ort, Art der Beziehung zwischen den Interagierenden u.a. vorgegeben, doch haben die Beteiligten immer die Möglichkeit, die Situation neu zu definieren, z.B. die Beziehung auf eine andere Stufe zu stellen. Dies geschieht manchmal mit minimalen Mitteln, z.B. einer anderen Form des Grußes oder der Anrede. Ob der Andere z.B. auf eine neue Art des Redens eingeht, oder nicht, zeigt, ob er die Situationsdefinition des Handelnden akzeptiert oder nicht. In Kommunikationssituationen wird also die Situation meist durch vorhergehende kommunikative Akte definiert. Dies kann, muß aber nicht, bewußt geschehen. Ein Beteiligter kann z.B. die Situation zum Thema machen, und direkt einen Diskurs über die zu wählende Form des Umgangs starten.

Situationsdefinitionen müssen nicht jedesmal neu vorgenommen werden. Meist (in alltäglichen Situationen) werden die bekannten Interpretationsmuster, von denen angenommen wird, daß der Partner über sie in der gleichen Weise verfügt, automatisch auf die jeweilige Situation angewandt. Aber auch hier ist der Übergang zwischen automatischem und bewußtem Wahrnehmen und Interpretieren wahrscheinlich fließend; je größer die Probleme werden, oder je schwieriger es ist, eine Situation eindeutig einem Muster zuzuordnen, desto bewußter wird die schließlich doch vorgenommene Einordnung oder Definition erfolgen.

2. Erwartungen

Wie problemlos und unhinterfragt ein Handeln sein kann wird auch dadurch beeinflusst, wie sicher die gewünschten Folgen bei einem Handeln erwartet werden können. Der Erwartungsbildung geht ein Prozeß des Räsonierens voraus: die aktuellen Beobachtungen der Situation, des Handlungsverlaufs und des Handlungsziels werden in Beziehung gesetzt zu einer Regel. Dabei gehen Überlegungen und Kenntnisse über die Person des Gegenüber und eventuell seine Handlungsgeschichte (oder seine allgemeine Art, zu Handeln; z.B. seine Bereitschaft, Regeln zu folgen etc.) soweit sie bekannt ist, ein. Aus der Regelmäßigkeit der Bestätigung früherer Erwartungen kann man so etwas wie die Erwartbarkeit der spezifischen Folgen einer Handlung, oder des Handelns anderer, ableiten. Erwartungen richten sich nicht nur konkret an bestimmte Personen, sie richten sich auch an die Gemeinschaft von Handelnden, bzw. abstrakt auf die allgemeine Befolgung von Regeln.

Erwartungen der Anderen an einen selbst werden ebenfalls vermutet, es formen sich dann sogenannte Erwartungserwartungen. Dieser reflexive Bezug kann über mehrere Stufen gehen (es können die Erwartungserwartungen des Gegenüber erwartet werden etc.); der Prozeß wird nur begrenzt durch die Kapazität, die die Handelnden haben, um weitere reflexive Stufen der Erwartungen überhaupt haben zu können. Hier stellt sich das gleiche Problem, wie bei den Intentionen, und wie dort, wird auch hier der infinite Regreß nur dadurch begrenzt, welche Erwartungserwartungen für das jeweilige Handeln zu haben überhaupt sinnvoll und notwendig ist. Wie weit die Reflexivität geht, hängt auch von der Situation ab. In der Regel wird das Räsonieren über die Erwartung von Erwartungserwartungen nicht hinausgehen.

Auch für die Erwartungen gilt, daß sie nicht im strengen Sinn bewußt sein müssen. Je größer die Erwartbarkeit und Erwartungssicherheit ist, desto weniger wird es notwendig, sich über die Erwartungen bewußt Gedanken zu machen. ‚Räsonieren‘ heißt also nicht notwendig ein bewußtes Nachdenken über Erwartungen. Erwartungen werden meist eher ‚gehabt‘ als formuliert. Es macht sogar die Untergründigkeit von Erwartungen aus, daß sie oft nur schwer verbal ausgedrückt werden können. Kommunikationskonflikte entstehen nicht selten aus der Verletzung von unterbewußten, nicht ausformulierten Erwartungen. In diesem Sinne ist es auch problematisch Erwartungen noch unter den Oberbegriff e-“, des gemeinsamen Handlungswissens zu fassen. Selbst wenn sie prinzipiell bewußt gemacht werden können,

ist es doch besser, in Bezug auf sie allgemeiner von Voraussetzungen des sozialen und kommunikativen Handelns zu sprechen; allerdings Voraussetzungen, die auf der Seite der Handelnden liegen.

3. Rationalitätsannahme

Der Begriff der Erwartung führt uns zu einer sehr grundlegenden Vorannahme über die Kommunikation, bzw. über Handeln überhaupt» nämlich die Annahme der Rationalität der Beteiligten. Wird Rationalität in jedem Handeln schlechthin vorausgesetzt, oder nur in bestimmten Formen der Kommunikation, und wenn ja, was für eine Rationalität? Rationalität zur Grundvoraussetzung zu machen, ist sinnvoll, wenn man kommunikatives Handeln als eine Form zweckrationalen Verhaltens definiert. Das Zutreffen dieser Definition hängt weniger davon ab, welche Zwecke mit kommunikativen Handlungen verfolgt werden, als vielmehr, ob überhaupt Zwecke damit verfolgt werden. Der einzige unbestreitbare und damit grundlegende Zweck von Kommunikation ist, verstanden zu werden. Der Begriff Zweck ist schon per definitionem über den Begriff Handlung in die Betrachtung kommunikativen Handelns eingeführt. In diesem Sinn, mit dem Verstanden-Werden als Grundzweck der Rede, ist der Zweckbegriff für kommunikatives Handeln unproblematisch.

In diesem Sinn ist aber auch die Annahme der Rationalität unproblematisch. Rationalität im Rahmen zweckrationalen Handelns ist nichts anderes als die Forderung, das Handeln so auszurichten daß es seine Zwecke erfüllt. Bei der Kommunikation würde das heißen, die kommunikative Handlung so zu machen, daß sie verstanden wird, und zwar so verstanden wird, wie sie verstanden werden soll. Nur diese Rationalität ist Grundvoraussetzung jeder Kommunikation, wie jeden Handelns überhaupt.

Anders steht es mit dem Begriff einer eher ethisch bestimmten, normierenden Rationalität. Solche Anforderungen, wie sie z.T. in Grice's Konversationsmaximen formuliert werden, stehen der Kritik durchaus offen. Dies beginnt schon bei der Forderung, den Beitrag zur Kommunikation so zu machen, daß er wahr ist.¹²¹ Wahrheit, zumindest im strengen philosophischen Sinn, zur Grundvoraussetzung jeder Kommunikation zu machen, ist problematisch. Eher wäre es sinnvoll, von so etwas wie einer weitgehend befolgten Ehrlichkeit im kommunikativen Handeln auszugehen, obwohl kommunikative Zwecke durchaus auch mit ‚falschen‘ Beiträgen verfolgt werden können. Klarer noch ist der normative Charakter von Grundforderungen an Kommunikation, wenn z.B. ‚Relevanz‘ verlangt wird. Das sind qualitative Forderungen, die in einem bestimmten Rahmen (z.B. wissenschaftlichen Diskursen) durchaus erhoben werden können (und dort auch ihren Sinn haben), die aber nicht zu Grundannahmen über kommunikatives Handeln schlechthin gemacht werden dürfen, und schon gar nicht unter dem Begriff der Handlungsrationalität zusammengefaßt werden dürfen.

4. Sprachkenntnis

Eine der wichtigsten Voraussetzungen kommunikativen Handelns, die auch Teil des gemeinsamen Wissens von Sprecher und Hörer ist, wurde bisher noch nicht genannte obwohl im vorhergehenden Kapitel von ihr ständig die Rede war: die Kenntnis der Sprache. Es wäre vielleicht besser, allgemeiner von der Kenntnis der Mittel kommunikativen Handelns zu reden, da die Sprache nur ein Mittel unter mehreren ist, doch ist die Sprache sicherlich das wichtigste unter ihnen. Wie wir schon gesehen hatten, ist die Kenntnis der Sprache eine Kenntnis von Regeln, insofern gilt für sie dasselbe, was oben über Regeln gesagt wurde.

¹²¹ Grice 1975, 46

Allerdings sind sprachliche Regeln sehr viel stärker ausgeformt und wahrscheinlich auch systematischer, als die meisten anderen sozialen Regeln. In der Einschränkung, die sie den Handelnden auferlegt, besteht vielleicht eine Parallele zu den normierenden Regeln, die die gesellschaftlichen Institutionen ausmachen. In diesem (und nur in diesem) Sinn könnte man die Sprache so etwas wie eine Institution nennen. Es ist das eigentümliche der Sprache, daß sich diese Analogie gegen eine anderes häufiger gebrauchte Analogie, die der Sprache als Instrument, sperrt. Wir handeln nicht nur mit der Sprache, sondern auch in ihr. Durch jedes kommunikative Handeln folgen wir nicht nur Regeln, sondern konstituieren die Regeln auch neu, bzw. verändern sie. Jede Äußerung konstituiert also auch Sprache mit. Die Sprache vereinigt in sich einen instrumentellen und einen institutionellen Charakter. Aber auch jede andere gesellschaftliche Institution wird durch jede in ihr vollzogene Handlung neu bestätigt und konstituiert. Das besondere der Sprache ist nur, daß man mit ihr, als Mittel, Zwecke verfolgen kann. Die Sprache ist allerdings nicht das einzige Mittel der Kommunikation. Gesten, Gesichtsausdruck, irgendwelche nichtsprachlichen Handlungen, können ebenfalls als Mittel der Kommunikation eingesetzt werden. (Häufig zur Unterstützung der Sprache, manchmal aber auch allein.) Diese Mittel werden genauso gewußt, wie die Regeln der Sprache, wenngleich sie häufig nicht in ebenso starker Weise konventionalisiert sind, wie die Sprache.

5. Weltwissen

Die Kenntnisse, die notwendig für das kommunikative Handeln sind und in es eingehen d.h. die näher als Handlungswissen spezifizierten Kenntnisse, sind Teil des allgemeinen, umfassenden Wissens von Welt, das die Handelnden in die Kommunikation mit einbringen. Wie jede einzelne Kenntnis, jede neue Erfahrung das Weltwissen der Individuen bereichert, so kommt das Weltwissen in jeder einzelnen Äußerung, jeder einzelnen Handlung zum Ausdruck. Gerade, wenn wir von Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke reden, oder von Äußerungen, müssen wir sehen, daß in jeder Bedeutung ein ganzer Wissenshorizont, eine Interpretation der Welt, ein Weltbild mitschwingt. Insofern die Bedeutungen insgesamt die Deutung der Welt und das Wissen von ihr repräsentieren ist in jeder Äußerung auch ein Weltbild mitgemeint. Eine Trennung zwischen Sprache und Welt zu machen ist schon deshalb nicht richtig, weil uns die Welt immer nur vermittelt über die Sprache gegeben ist. Das Wissen über die Welt ist fast immer ein Ergebnis sprachlicher Akte; es wird in Sprache angeeignet aufbewahrt und weitergegeben. Wirkliches Verstehen ist immer nur möglich, soweit das mitimplizierte Weltbild mitverstanden wird. Das Verstehen wird normalerweise deswegen nicht zum Problem, weil in einer kulturellen Gemeinschaft ein gemeinsames Wissen über die Welt vorhanden ist. Wo dieses gemeinsame Wissen nichts oder nicht in vollem Maße vorhanden ist, wird Verstehen auch schwieriger.

Dies ist zwischen verschiedenen kulturellen Gemeinschaften der Fall, kann aber auch schon zwischen Gruppen ein und derselben Gesellschaft auftreten. Wird dieses Mißverstehen aufgrund verschiedener Weltbilder nicht reflektiert und bewußt gemacht, können sich schwerwiegende Kommunikationsstörungen festsetzen und Verständigung auf Dauer behindern. Das Bewußtmachen solcher Ungleichheiten, z.B. im Verständnis zentraler Begriffe, kann eine Aufgabe einer inhaltlichen Beschäftigung mit der Sprache und mit sprachlicher Kommunikation sein. Solche Divergenzen spielen in alltäglicher einfacher Kommunikation vielleicht nicht so eine große Rolle, wie in der öffentlichen Kommunikation, in Medien, Politik etc.

Indem Wissen in die Kommunikation schon eingebracht wird, ist es immer auch Vorverständnis. Als wirklich gemeinsam kann das Wissen erst nach erfolgter und geglückter Kommunikation gewußt werden, und auch dann nicht mit letzter Sicherheit. Dieses Vorverständnis wurde oft mit dem Begriff ‚Präsupposition‘ belegt und dann aber näher auf sprachliches Vorverständnis bezogen. Ich würde eher das gesamte Wissen von Welt, einschließlich sei-

ner auf die konkrete Situation bezogenen Teile, wie gegenseitige Kenntnis, Erwartungen, Regelkenntnis etc. in das für Kommunikation notwendige Vorverständnis einbeziehen. Indem nach erfolgter Kommunikation das Vorverständnis, bzw. die mit der jeweiligen Handlung verbundenen Erwartungen, bestätigt wurden, oder auch nicht, wird das Wissen von Welt mit jedem einzelnen kommunikativen Akt auf einen neuen Stand gebracht.¹²² (Und sei es auch nur das Wissen um den Erfolg einer bestimmten Handlung.) Jedes kommunikative Handeln vollführt also so etwas wie einen hermeneutischen Zirkel. Die neuen bzw. auf einen neuen Stand gebrachten Erfahrungen sind Ausgangspunkte für das weitere kommunikative Handeln. In der Kommunikation bringen wir also nicht nur unser Wissen ein, sondern erwerben auch wieder Wissen (und zwar nicht nur durch den Inhalt der Äußerungen).

¹²² Vgl. Keller 1977, 2

IV. Implizieren

1. Konventionelle Implikatur

Schon relativ früh macht Grice erste Ansätze, um über den Begriff des Meinens hinauszukommen, und thematisiert den Vorgang („wie er es nennt) mit einer Äußerung etwas zu implizieren, das nicht Teil der Satzbedeutung ist.¹²³ Der von ihm vorgeschlagene Kunstbegriff ‚Implikatur‘ soll Vorgänge wie ‚etwas implizieren‘, ‚etwas unterstellen‘ und ‚etwas meinen‘ umfassen, und damit wohl als Oberbegriff des in Grice (1957) analysierten Meinens verstanden werden. Mit diesem Begriff soll all das zusammengefaßt werden, das nicht Teil des ‚Sagens‘ (in der Definition von Grice) ist, aber dennoch mit einer Äußerung gemeint wird. Um die auch hier wieder äußerst vage und manchmal mehrdeutige Definition dieses Begriffes zu verstehen, ist es wichtig, sich klarzumachen aus welcher Problemstellung heraus Grice ihn entwickelt.

In seinen ‚William James Lectures‘¹²⁴ versucht Grice die Bedeutung von Folgerungspartikeln wie ‚deshalb‘ und ‚wenn..., dann...‘ in natürlichen Sprachen im Vergleich mit den entsprechenden Folgerungsfunktionen in formalen ‚Sprachen‘ (logischen Systemen) zu erklären. Nach seinem intuitiven Verständnis der Alltagssprache fällt es ihm schwer, in jedem Fall des Vorkommens solcher Verknüpfungen von Implikationen im streng logischen Sinn zu sprechen. Er möchte vermeiden, zu sagen, daß solche Folgerungsbeziehungen behauptet, oder ‚gesagt‘ wurden, obgleich sie möglicherweise mitgemeint bzw. unterstellt wurden. Die Probleme, die (Grice hier sieht, entspringen aus seiner starken Definition des ‚Sagens‘, die dem Sagen so etwas wie einen Behauptungscharakter zuschreibt.¹²⁵ Er möchte einen Sinn von ‚wenn p. dann q‘ in alltagssprachlicher Kommunikation zulassen der die Implikationsbeziehung zwar mitteilt, aber nicht wahrheitsfunktional (im Sinne der Logik) behauptet. Dazu nimmt er eine ‚indirectness‘-Bedingung¹²⁶ an, nach der ‚wenn p, dann q‘ von ‚ $p \supset q$ ‘ unterschieden wird, und die besagt, daß es ‚nicht-wahrheitsfunktionale‘ Gründe gibt, ‚ $p \supset q$ ‘ zu akzeptieren, wenn ‚wenn p. dann q‘ geäußert wurde, und die mit der Äußerung impliziert wird. Grice’s Begriff der Implikatur umfaßt also nicht nur Gemeintes, sondern auch Bedingungen, die den Sinn des Gemeinten eingrenzen. Die ‚indirectness-Bedingung‘ ist also eine Einschränkungsklausel, die einzig dem Zweck dient, mögliche logische Schlußfolgerungen (wie z.B. über die Wahrheitsfunktionalität der Aussage) auszuschließen. Dies kann Grice nur deswegen als gefährlich ansehen, da er sich offensichtlich über den unterschiedlichen Charakter von Alltagssprache und formalen logischen Systemen nicht klar ist und fortwährend versucht, seine Analyse der Kommunikation mit system-logischen Anforderungen in Einklang zu bringen. Parrett¹²⁷ weist zu Recht darauf hin, daß es ein Irrtum ist, die logische Form eines Satzes, die immer eine Reduktion auf die Bedürfnisse eines formalen Systems ist, mit der syntaktischen Tiefenstruktur gleichzusetzen. Diese oder eine vergleichbare Vorstellung muß Grice jedoch haben, wenn er befürchtet, mit einer Äußerung könnten Behauptungen über Wahrheitsfunktionen ausgesagt sein. Ein Alltagssprecher wird sich (ist er kein Philo-

¹²³ in Grice 1961.

¹²⁴ Grice 1968 MS. Veröffentlicht sind die zweite (Grice 1975) und in veränderter Fassung Teile der fünften und sechsten (Grice 1969) und die siebte Vorlesung (Grice 1968).

¹²⁵ vgl. oben Kapitel II, S. 30 ff.

¹²⁶ Grice 1968 MS, IV. Vorlesung, 1 ff. Ich bin mir nicht sicher, wie man ‚indirectness‘ adäquat übersetzen soll. Nach Langenscheidts Handwörterbuch kann man es sowohl mit ‚Indirektheit‘, ‚Vermitteltheit‘ wie auch mit ‚Abhängigkeit‘ übersetzen.

¹²⁷ Parrett 1977, 29.

soph in einem logischen Diskurs) in aller Regel wenig für die formallogische Wahrheitsfunktionalität seiner Äußerungen interessieren.

Obwohl der Zweck, für den Grice seinen Begriff der Implikatur entwickelt für die Erklärung der kommunikativen Interaktion kaum etwas beiträgt, kann die Implikatur aber auch auf die normale Kommunikation und das in ihr Mitgemeinte angewandt werden. Grice selbst entwickelt den Begriff auch zunächst anhand von nicht-logischen Implikaturen und wendet ihn erst danach auf logische Folgerungsbeziehungen an.

In Grice (1968 MS) entwickelt Grice den Begriff der Implikatur aus der Frage, wie zwischen Äußerungen, die offensichtlich falsch sind und deshalb als unpassend erscheinen und Äußerungen, die aus anderen Gründen als denen der Wahrheit als unpassend angesehen werden, unterschieden werden kann. Es gibt offensichtlich Äußerungen, die zunächst, ihrem Wortlaut nach, unpassend zu sein scheinen, die aber dennoch eine Funktion im Kontext der Kommunikation haben, und bei denen das Gemeinte ‚hinter‘ dem Gesagten verborgen liegt. Ebenso können mit einer Äußerung Bedeutungen impliziert werden, die nicht nur durch die geäußerten Wörter Übermittelt werden. Dies führt Grice zu der Frage, was eigentlich Träger einer Implikation ist: was der Sprecher gesagt hat, der Sprecher selbst, die Wörter die der Sprecher gebraucht hat, oder sein Sagen dessen.¹²⁸ Es geht also darum, festzulegen welche Momente in der Kommunikation für die Bedeutung einer Äußerung wesentlich sind; und innerhalb Grice's Vorstellungswelt darum, ob Implikationen als Teil der Wort(Satz)-Bedeutung angesehen werden sollen, oder nicht.

Grice sieht die Implikatur in Zusammenhang mit Präsuppositionen, d.h. Vorannahmen, die von Sprecher und Hörer gemacht werden müssen, um den Sinn, und damit die Wahrheit einer Äußerung überprüfen zu können.¹²⁹ Er unterscheidet deshalb die konventionellen Implikaturen von den nicht-konventionellen. Konventionelle Implikaturen liegen z.B. bei den o.g. Folgerungspartikeln vor, sie sind an Wörter gebunden. Konventionell impliziert werden kann etwas, das zwar an die Bedeutung der Wörter gebunden ist, aber nicht Teil dessen ist, was ‚gesagt‘ wurde. Der Begriff Implikatur bezieht sich also auf das Meinen, schließt die Bedeutungen der Wörter und Sätze zum Teil mit ein, wird aber vom Sagen abgegrenzt.

Dieser Begriff von Implikatur setzt wieder den Begriff von Bedeutung von Wörtern und Sätzen als kommunikationsunabhängig voraus, dessen Unangemessenheit im Rahmen einer Analyse kommunikativen Handelns ich oben zu zeigen versucht habe. Definiert man Bedeutung als die Regel der Verwendung, dann sind Bedeutungsgehalte, die in der Äußerung (als kommunikativer Handlung) gemeint wurden, nicht aufteilbar in solche, die zum Wort gehören, und solche, die ‚nur‘ impliziert wurden. Bedeutung kann dann nur alles mit einer Äußerung Gemeinte sein.

2. Kooperationsprinzip

Im Gegensatz zu den konventionellen Implikaturen stehen die konversationellen Implikaturen, die nicht-konventionell sind und nicht mit der Bedeutung der Wörter verknüpft sind, sondern mit bestimmten ‚allgemeinen ‚Diskursmerkmalen‘. Grice geht in der Folge nur noch auf die konversationelle Implikatur ein und versucht anzugeben, welche allgemeinen Diskursmerkmale¹³⁰ oder welche ‚allgemeinen Prinzipien die den Gebrauch der Sprache regeln‘¹³¹ bei der Hervorbringung von Implikaturen wichtig sind. Wenn als Kriterium für Äußerungen nicht mehr Wahrheit, sondern ‚Unpassendheit‘ verwendet werden soll, dann kann sich dieses Kriterium nur auf soziale Regeln des kommunikativen Verhaltens beziehen, da die Unpassendheit nur relativ zu bestimmten Situationen und relativ zum Urteil der beteiligten Per-

¹²⁸ Grice 1961, 127.

¹²⁹ Also auch hier wieder die Verknüpfung von logischen mit kommunikationstheoretischen Problemen.

¹³⁰ Grice 1976, 45.

¹³¹ so schon in Grice 1961. 132.

sonen bestimmt werden kann.¹³² Solche Regeln des angemessenen kommunikativen Verhaltens versucht Grice mit seinen Konversationsmaximen zu formulieren.¹³³

Er geht davon aus, daß Kommunikation eine kooperative Anstrengung ist, in der jeder Beteiligte bis zu einem gewissen Grad gemeinsame Zwecke anerkennt, und formuliert deshalb als Leitmaxime ein ‚Kooperationsprinzip‘:

‘Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.’¹³⁴

Schon dieses allgemeine Prinzip ist nicht unproblematisch. Wir hatten oben schon gesehen, daß jegliche soziale Interaktion ein Minimum an Kooperation erfordert. Die Kooperation (oder besser: Koordination) muß zumindest so weit gehen, daß die Ziele jedes Beteiligten erreicht werden können. Mindestziel ist für den Sprecher das Verstanden-Werden, für den Hörer das Verstehen. Das Kooperationsprinzip geht jedoch über diese Mindestanforderungen hinaus; es ist nicht selbstverständlich daß für Verstehen ein wechselseitig akzeptierter Zweck, der über das Verstehen hinausgeht erforderlich ist. Daß Grice eine inhaltliche Bestimmung des Redeverlaufes vorschwebt, kommt durch den Begriff ‚Richtung‘ zum Ausdruck. Inhaltliche Bestimmungen kann man aber nicht mehr zu den universalen Voraussetzungen von Kommunikation schlechthin rechnen, sie werden zu Normen, deren Geltung relativ zu den kommunikativen Bedürfnissen einer Sprachgemeinschaft von dieser gefordert werden. Grice trennt beide Aspekte nicht voneinander. Sinn hat das Kooperationsprinzip nur, und so wird es von Grice auch behandelt, als transzendente kommunikationstheoretische Bedingung, ohne deren Befolgung Kommunikation nicht möglich ist.¹³⁵ Wesentliche Voraussetzung jeder kommunikativen Interaktion ist meines Erachtens am ehesten das oben formulierte Rationalitätsprinzip, das Grundlage jeden sozialen Handelns ist: so zu handeln, daß man seinen unmittelbaren Zweck am ehesten erreichen kann. Kriterium ist dann nur die Wahrscheinlichkeit, mit der man bei gegebenen Bedingungen sein Ziel erreicht. Erst unter diese Bedingungen fallen die gesellschaftlich begründeten Normen, die, im Gegensatz zum Rationalitätsprinzip, kontingent sind. Nur für das Rationalitätsprinzip gilt Kanngießers Vermutung, daß es nur aprioristisch begründet werden kann, d.h. daß jeder, der sich auf Kommunikation einläßt, sich immer schon auf dieses Prinzip einläßt.¹³⁶

Die Kontingenz der gesellschaftlich bestimmten Normen impliziert nun nicht, daß der Einzelne frei ist, sie zu befolgen oder nicht. Da Kommunikation immer sozialen Handlungsmustern folgt, eine ‚Lebensform‘ ist, gibt die soziale Gemeinschaft die Regeln des Verhaltens vor. Diese Regeln können aber, im Gegensatz zum Rationalitätsprinzip, verändert werden; eine Nichtbefolgung kann, kommt sie öfter vor, und führt sie zum Erfolg (Erreichen des Handlungsziels), die Veränderung der Regel einleiten.

Man könnte fragen, ob nicht auch das Rationalitätsprinzip letztlich kontingent ist, ob nicht Formulierungen wie ‚Handeln mit den geringsten Kosten‘, ‚Erreichen des Zieles auf direktestem Wege‘ auch veränderbar sind. Sicher kann es Gesellschaften geben, in denen Handlungsökonomie (hinter der so etwas wie Sparsamkeit mit Energiereserven steht) kein Wert an sich ist. Mindestvoraussetzung ist allerdings, daß Kommunikation schlechthin, also das Zustandekommen von Verstehen, universeller Wert ist. Verneint man auch dies, dann ist die Rede nicht mehr von Kommunikation, sondern von irgendeiner anderen Form sozialen Verhaltens, die ihrer eigenen Erklärung bedarf.

„Die Annahme der Existenz universeller kommunikativer Werte basiert auf der Annahme, daß die Möglichkeit der Kommunikation selbst als ein Wert erkannt wird, der das Handeln der Individuen beeinflusst.“¹³⁷

¹³² Es stellt sich natürlich die Frage, ob Wahrheit nicht letztlich auch auf Personen verweist, die entscheiden ob ein Satz wahr ist, oder nicht, also auch an soziale Regeln des Ausweisungsspiels (vgl. Tugendhat) gebunden ist. Dies hängt davon ab, welchen Wahrheitsbegriff man vertritt.

¹³³ Grice 1975, 45 ff.

¹³⁴ Grice 1975, 45.

¹³⁵ Kanngießler 1976, 298.

¹³⁶ Kanngießler 1976, 311. Kanngießler nimmt das auch für die Grice'schen Maximen an.

¹³⁷ Kanngießler 1976, 310.

Die Normen werden also eingehalten (oder weitgehend eingehalten), weil die Kommunikationsmöglichkeit erhalten werden soll.

3. Konversationsmaximen

Grice ordnet dem Kooperationsprinzip mehrere Konversationsmaximen zu, die er nach Kant als Maximen der Quantität, der Qualität, der Relation und der Art und Weise bezeichnet. Hier kommt der normative Charakter, und damit die Kontingenz der Prinzipien verstärkt zum Ausdruck. Die Maxime der Quantität

„1. Make your contribution as informative as is required (for the current purposes of the exchange).

2. Do not make your contribution more informative than is required.“¹³⁸ (16)

ist sicher keine allgemeine Voraussetzung, deren Befolgen erst Kommunikation möglich macht. Sie entspricht eher Verhaltensregeln einer vornehmlich nach ökonomischen Zwecken ausgerichteten Gesellschaft. Die Schwierigkeit dieser Maxime (wie auch des Kooperationsprinzips) ist der Ausdruck erforderlich, der denkbar unbestimmt bleibt. Er setzt einen gemeinsamen Zweck bei allen Beteiligten voraus, der mehr ist als das reine Verstehen. Es dürfte schwierig sein, herauszufinden, wann wirklich ein gemeinsames Ziel vorliegt; auch fragt sich, wie Richtungswechsel, assoziatives Reden etc. mit einer solchen Maxime in Einklang gebracht werden sollen. Kann z.B. noch von einem gemeinsamen Ziel des Redeaustausches die Rede sein, wenn zwei Partner sich wechselseitig zu überzeugen versuchen? Grice scheint sich sehr an institutionellen Vorbildern, wie z.B. wissenschaftliche Diskurse, zu orientieren. Es macht aber doch gerade die Offenheit alltäglicher ‚normaler‘ Konversation aus, daß jeder Beteiligte jederzeit das Recht hat, innerhalb gewisser Grenzen, das Thema zu wechseln.¹³⁹

Die Maxime der Qualität „Try to make your contribution one that is true.“¹⁴⁰ ist nicht weniger problematisch. Es ist bezeichnend für Grice's Position, daß er diese Maxime kommentarlos läßt. Dies zur Grundmaxime zu machen heißt, Informationsübermittlung (was weniger ist als sprachliches Handeln) zum Hauptzweck von Kommunikation zu machen.¹⁴¹ Es fragt sich, ob Wahrheit (zumindest wenn man einen philosophischen Wahrheitsbegriff zugrundelegt) überhaupt ein passendes Kriterium für kommunikatives Handeln ist. Sehr vieles, was mit und durch Kommunikation geschieht, ist sicher gänzlich unabhängig von Wahrheit. Zumindest ist die Wahrheit einer Äußerung keine notwendige Bedingung für das Verstehen der Äußerung. Die Wahrheits-Maxime ist also keine universelle Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation überhaupt, sondern eine Verhaltensrichtlinie, die Kommunikation erleichtert. Wie auch andere Maximen muß sie nicht schlechthin befolgt werden, sondern nur weitgehend. Wenn alle Menschen immer die Unwahrheit sagen würden, dann wäre Kommunikation in unserem Sinne sicherlich nicht möglich. Es lassen sich aber Gesellschaften denken, in denen Kriterien wie z.B. Schönheit des Redebeitrags sehr viel wichtiger sind, als Wahrheit. Es ist klar, daß eine solche Gesellschaft an anderen Zwecken ausgerichtet ist, als die unsrige. (Die Probleme, die wir mit dem Wahrheitsbegriff haben, hängen sicherlich mit der Definition des Begriffs ‚Kommunikation‘ zusammen. Wer Momente, die in unserem Kulturkreis die üblichen Formen von Kommunikation kennzeichnen, zu universalen Bedingungen von Kommunikation machte muß sich den Vorwurf des Ethnozentrismus gefallen lassen. Es stellt sich die Frage, ob man nicht zu einer mehr relativen einzelne Kulturkreise gesondert betrachtenden Theorie der Kommunikation kommen sollte.)

Noch deutlicher wird die Relativität der Maximen bei der Maxime der Relation, die bei Grice kurz lautet: „Be relevant.“ Relevanz bemißt sich wieder an den jeweiligen Zielen der Kommunikation, und teilt die oben genannten Probleme. Auch die Maximen der Art und Wei-

¹³⁸ Grice 1975, 45.

¹³⁹ Kasher 1976, 202.

¹⁴⁰ Grice 1975, 46.

¹⁴¹ Grice (1975, 47) sieht selbst, daß dies zu eng ist.

se sind auf keinen Fall allgemeine Voraussetzungen jeder Kommunikation: „Be perspicuous. [...] Avoid obscurity of expression. Avoid ambiguity. Be brief (avoid unnecessary prolixity). Be orderly.“¹⁴² All diese Maximen verweisen auf kontingente soziale Verhaltensmuster, denen zu folgen zwar das Erreichen der eigenen Handlungsziele erleichtert, aber nicht immer notwendig ist. Wie Kasher zu Recht gezeigt hat, stehen die Maximen nicht, wie Grice behauptet, in einer notwendigen Beziehung zum Kooperationsprinzip, sind also nicht von diesem abhängige Untermaximen, sondern verweisen auf grundlegendere Prinzipien, die dem Kooperationsprinzip vorrangig sind, sind mit diesem also gleichrangig. Als ein solches Prinzip hatten wir das Rationalitätsprinzip erkannt.¹⁴³

4. Konversationelle Implikatur

Die Funktion, die die Grice'schen Maximen in ihrer Kontingenz noch haben können, ergibt sich aus dem Zusammenhang mit der konversationellen Implikatur. Grice zählt die Maximen zu den Voraussetzungen, aufgrund deren weitgehendem Vorliegen die Angemessenheit eines Redebeitrags beurteilt werden kann. Das Verstehen einer Implikatur ist ein Erschließen des Gemeinten auf dem Hintergrund der Annahme, daß die Maximen und das Kooperationsprinzip Geltung haben. Wenn z.B. in einer Seminardiskussion ein Teilnehmer sagt „Es ist kalt“, dann scheint es zunächst, als sei die Maxime der Relevanz verletzt. Wenn die allgemeine Gültigkeit des Kooperationsprinzips vorausgesetzt wird, bzw. (allgemeiner) die Befolgung relevanter sozialer Verhaltensregeln erwartet wird, dann können die Hörer schließen, daß die Äußerung einen Sinn haben muss, der über die reine Wortbedeutung hinausgeht. Die Beteiligten können die Äußerung dann in Zusammenhang mit der Wahrnehmung bringen, daß ein Fenster offensteht und daß es draußen kalt ist, und mit dem Wissen (der Vermutung) daß es angenehmer ist, warm zu haben, und können so schließen daß der Sprecher mit seiner Äußerung auffordern wollte, das Fenster zu schließen. Dieser Rekonstruktionsvorgang wird nach Grice durch den Bezug auf die Maximen in Gang gebracht. Die Verletzung einer einzelnen Maxime bei gleichzeitiger Befolgung des Kooperationsprinzips soll eine Implikatur anzeigen.

Die vollständige Definition der Implikatur lautet:

„A man who, by (in, when) saying (or making as if to say) that p has implicated that q. may be said to have conversationally implicated that q, provided that

- (1) he is to be presumed to be observing the conversational maxims, or at least the cooperative principle;
- (2) the supposition that he is aware, or thinks that, q is required in order to make his saying or making as if to say p (or doing so in those terms) consistent with this presumption; and
- (3) the speaker thinks (and would expect the hearer to think that the speaker thinks) that it is within the competence of the hearer to work out, or grasp intuitively, that the supposition mentioned in (2) is required.“¹⁴⁴

In dieser Definition verkürzt Grice das Verstehen der Implikatur auf die Abwägung einer möglichen Verletzung einer Maxime gegen eine dann notwendig werdende Zusatzannahme (zusätzlich zur Kenntnis der Satzbedeutung), die irgendwie gegeben ist. Daß diese Zusatzannahme (daß q) erarbeitet werden muss, erwähnt Grice lediglich bezieht es aber nicht mit in die Definition ein. Gemäß seinem eigentümlichen Begriff des ‚Sagens‘ stellt Grice die Satzbedeutung (daß p), als für sich verstellbaren Sinn, der Implikatur (daß q) gegenüber, die offensichtlich auch eine eigenständige Bedeutung ist; weshalb sollte er sonst die gewöhnlich für Propositionen verwendete Notation ‚daß x‘ sowohl für die Satzbedeutung, als auch für die Implikatur verwenden?

¹⁴² Grice 1975, 47.

¹⁴³ Kasher 1976, 203 f.

¹⁴⁴ Grice 1975, 49 f.

Grice macht sich nicht klar, daß eine Äußerung als kommunikative Handlung immer nur als Ganze verstanden werden kann, daß eine Ausdrucksbedeutung nicht von der Äußerungsbedeutung (dem Gemeinten) abgetrennt werden kann. Für die Implikatur gibt Grice zu, daß das Verstehen ein Vorgang des Erschließens ist, der vom Sprecher die Berücksichtigung noch weiterer Faktoren außer der ‚Satzbedeutung‘ verlangt. Er sagt, daß die Implikatur ausgearbeitet werden können muss, d.h. daß der Hörer prinzipiell in der Lage sein muss, die Intuition im Verstehen durch Argumente zu ersetzen. Die Möglichkeit, ausgearbeitet zu werden, soll die konversationelle Implikatur von der konventionellen Implikatur unterscheiden¹⁴⁵

Es fällt auf, daß Grice hier erstmals die Position des Hörers in eine Definition mit einbezieht, denn der Hörer muß die Äußerung mit den Maximen in Beziehung setzen und entscheiden ob eine Implikatur vorliegt. Man könnte die Implikatur als einen Versuch betrachten, eine allgemeine Definition kommunikativen Handelns zu geben, da Grice an ihr Begriffe einführt, die m.E. Grundlage einer solchen Definition sein müssen, doch glaube ich nicht, daß Grice dies beabsichtigt hat; auch wenn ‚Implikatur‘ solche Vorgänge wie ‚etwas meinen‘ umfassen soll. Ein solcher Versuch könnte aus verschiedenen Gründen nicht genügen; zum einen berücksichtigt Grice mit den Maximen der ‚Bedeutungskenntnis‘ und einem diffusen Verweis auf den Kontext nicht alle Faktoren (zumindest nicht in der notwendigen Differenzierung) die für das Verstehen einer Implikatur notwendig sind, zum anderen ist der Versuch, einen (versteckten) Begriff kommunikativen Handelns teilweise mit dem Vokabular einer sprachsystematischen Bedeutungstheorie zu definieren, und damit die Verstehbarkeit von ‚Satzbedeutungen‘ (bzw. dem ‚Gesagten‘) von dem Verstehen der kommunikativen Handlung (bei Grice ‚Äußerung‘) zu trennen, äußerst problematisch. Allerdings ermöglicht die Analyse der Implikatur, den Ansatz zu einer umfassenden Theorie kommunikativen Handelns auszubauen, die auch den Hörer, und damit den Begriff des Verstehens, mit einbezieht.¹⁴⁶

5. Implikatur vs. Sagen und Meinen

Welche Stelle nimmt die Implikatur in Grice's Begriffssystem ein, und wie ist das Verhältnis zwischen konventioneller und konversationeller Implikatur? Für Grice gibt es zwei Unterscheidungen: zum einen die zwischen dem, was gesagt worden ist, und dem, was impliziert worden ist, zum anderen die Unterscheidung zwischen dem, was Teil des konventionellen Gehalts (der Bedeutung) der Äußerung ist, und dem, was nicht Teil des Gehalts ist. Kombiniert ergibt das drei mögliche Elemente: das, was gesagt wurde; das, was nicht-konventionell impliziert wurde, und das, was konventionell impliziert wurde.¹⁴⁷ Anscheinend soll es zwei verschiedene Erklärungsbereiche geben: einmal die Konventionalität von Äußerungen, und zum anderen die Beziehung, in der die Bedeutung einer Äußerung zu den geäußerten Wörtern (und deren Bedeutungen) steht. Im Gegensatz zu Grice bin ich der Ansicht, daß man beide Bereiche nicht unabhängig voneinander behandeln kann. da die Bedeutung einer kommunikativen Handlung eng mit dem Begriff der Konvention verbunden ist. Der Begriff der Konvention wird sehr ungenau verwendet wenn die konversationelle Implikatur schlechthin aus dem Bereich der Konventionalität ausgegrenzt wird. Konventionen werden auch bei der Rekonstruktion von Implikata berücksichtigt, nur sind es nicht immer nur Sprach-Konventionen. Allerdings ist zu fragen, ob die nicht-sprachlichen Konventionen nicht in einem gewissen Sinn zu den Verwendungsregeln von Äußerungen zu zählen sind, und ob nicht möglicherweise in jeder Implikatur, auch wenn sie bis dahin nicht-konventionell war, die

¹⁴⁵ Grice 1975, 50.

¹⁴⁶ Zum Verstehen siehe das folgende Kapitel.

¹⁴⁷ Grice 1968 MS, III. Vorlesung, 1.

Verwendungsregel der entsprechenden Äußerung um eine Nuance erweitert wird, also eine neue Konvention geschaffen wird.¹⁴⁸

Mit der Rede vom ‚konventionellen Gehalt‘ einer Äußerung wird wieder ganz deutlich, daß Grice von der Existenz von Sprach-Bedeutungen ausgeht, die von der Gesamtbedeutung einer kommunikativen Handlung unterschieden werden können. Dennoch ist sein Begriff der Implikatur ein rudimentärer Begriff kommunikativen Handelns. Es fällt auf, daß an dieser Stelle vom ‚Meinen‘ überhaupt keine Rede mehr ist. Offensichtlich neigt Grice dazu, diesen Begriff zugunsten der o.g. Dreiteilung aufzugeben. Seine ursprüngliche Erklärung der ‚Satzbedeutung‘ aus dem Meinen wird dabei allerdings verschüttet. Die Analyse des Meinens scheint für Grice auf einer anderen Erklärungsebene zu liegen, und deshalb Oberbegriff von konventioneller und konversationeller Implikatur zu sein. Möglicherweise würde Grice den Begriff ‚Meinen‘ auch noch auf das Sagen anwenden, mit der Einschränkung, daß beim ‚Sagen‘ das Gemeinte nicht über das Gesagte hinausgeht. ‚Meinen‘ wäre dann allerdings so weit abgeschwächt, daß der Nutzen dieses Begriffs für eine Theorie kommunikativen Handelns nicht mehr deutlich wäre. Es scheint in der Tat sinnvoller zu sein, auf der Grundlage von Grice’s Analyse des Meinens und der Implikatur einen (neuen) Begriff kommunikativen Handelns zu entwickeln, der nicht die begrifflichen Schwächen von Grice’s eigener Begrifflichkeit (hinsichtlich des Einbezugs von Begriffen einer sprach-systematischen Bedeutungstheorie) teilt.

Grice gibt zwei Kriterien an, die für das Vorliegen einer Implikatur erfüllt sein müssen: die Aufhebbarkeit, und die Nicht-Ablösbarkeit. Beide Kriterien destruieren allerdings seinen eigenen Sagen-Begriff. Nicht-Ablösbarkeit soll heißen, daß es nicht möglich ist, dasselbe zu sagen, ohne daß eine Implikatur vorliegt, weil die Kontextbedingungen auf jeden Fall bewirken, daß der geäußerte Satz nur auf die eine Weise (mit Implikatur) verstanden wird. Wenn das stimmte dann wird klar, daß das Grice’sche ‚Sagen‘ ohne jeden Bezug auf die jeweilige kommunikative Handlung ist, also eine Fiktion für theoretische Zwecke ist (oder aber auf einer anderen Erklärungsebene liegt als die Implikatur). Es ist erstaunlich, daß Grice dies nicht bemerkt hat. Auch der Aufhebbarkeitstest funktioniert nicht. Aufhebbar soll eine Implikatur sein, wenn der Äußerung die Floskel ‚aber damit meine ich nicht q‘ angehängt wird. Da die Bedeutung des Sprachfragments in seiner pragmatischen Eingebundenheit durch den Kontext bestimmt wird, liegt bei Abstreiten einer möglichen Implikatur eine andere Äußerung vor.¹⁴⁹

Implikaturen können nach Walker¹⁵⁰ zu Bedeutungen werden, wenn sie stärker konventionalisiert werden. Das stützt unsere Vermutung, daß es Sinn haben kann, von verschiedenen Stufen der Konventionalität zu sprechen, die einen dazu neigen lassen, Bedeutungen von Mit-Gemeintem zu unterscheiden. Was uns zögern läßt, Implikaturen konventionell zu nennen, ist vielleicht die Tatsache, daß es keine Grenze gibt für das, was mit einer Äußerung konversationell impliziert werden kann, weil es keine Grenze für die Variation des Kontextes gibt.¹⁵¹ Diese Grenze ist in der Tat nur gegeben durch die Fähigkeit der Hörer, den praktischen Schluß des Sprechers nachzuvollziehen, und in der Tatsache, ob der Sprecher dies zu Recht erwarten kann.

Mit seinem Begriff der Implikatur gibt Grice zu erkennen, daß der Sprecher bei seiner Äußerung einen praktischen Schluß vollziehen muß. Es ist also prinzipiell möglich, seinen Ansatz zu einer Theorie kommunikativen Handelns als praktisches Schließen auszubauen. Analog zum praktischen Schluß des Sprechers muß der Hörer Rekonstruktionsarbeit leisten, um das Gemeinte bei einer Äußerung zu verstehen. Im folgenden Kapitel wird ein Ansatz, der auf dieser Einsicht aufbauend das Verstehen analysiert, dargestellt.

¹⁴⁸ Leider kann ich im Rahmen dieser Arbeit auf diese Probleme, die eine genauere Klärung des Regel-Begriffs erfordern würden, nicht näher eingehen.

¹⁴⁹ vgl. Parrett 1977, 42.

¹⁵⁰ Walker 1975, 175.

¹⁵¹ Walker 1975, 174.

V. Verstehen

1. Verstehen bei Grice

Anhänger einer Sprachtheorie, die bei der Betrachtung der Sprache von einem Modell der Sprache als System ausgehen behandeln das Verstehen selten als Problem. Im Rahmen einer Theorie, nach der die Bedeutungen der Ausdrücke gewußt werden, der Sprachteilhaber über sie ebenso verfügt, wie über die Kenntnis der grammatischen Regeln, ist Verstehen auch kein Problem. Wenn Sprache als Code verstanden wird, über den alle Beteiligten schlicht verfügen, kann Mißverstehen nur auf ‚Störungen im Übertragungskanal‘ beruhen, hat dann jedenfalls nicht mit der Sprache als solcher zu tun.

Sehr wohl zum Problem werden kann das Verstehen in der alltäglichen Kommunikation, wengleich die Wörter, die geäußert werden, meist in ihren Bedeutungen bekannt sind. Wenn die geäußerten Sätze zwar verstanden werden, der Hörer aber dennoch sagen würde ‚Ich habe dich nicht verstanden‘, dann muß offensichtlich ein unterschiedlicher Gebrauch des Ausdrucks ‚verstehen‘ vorliegen. Divergenzen in der Behandlung des Verstehens, bzw. die Vernachlässigung des Verstehens in einigen Theorien, die sich mit Sprache beschäftigen, haben darin eine Wurzel.

Rudi Keller unterscheidet drei verschiedene Verwendungen des Begriffs ‚Verstehen‘¹⁵²: akustisches Verstehen, Verstehen der Wortbedeutung, und Verstehen im Sinne von ‚Intention erkennen‘. Außerdem gibt es noch einen Begriff des Verstehens, bzw. Verständnis, der weit über diese drei hinausgeht.¹⁵³ Welcher Sinn von Verstehen ist nun für unsere Zwecke wichtig? Das akustische Verstehen ist unproblematisch. Wird die vom Sprecher hervorgebrachte Lautfolge vom Hörer nicht aufgenommen, ist die Grundlage gar nicht gegeben, von kommunikativem Verstehen sprechen zu können.¹⁵⁴ Schwieriger in unserem Zusammenhang ist der Begriff des Verstehens von Wortbedeutungen. Kann im Rahmen des hier dargestellten Theorieansatzes überhaupt vom Verstehen von Wortbedeutungen die Rede sein? Ist nicht im Rahmen einer Theorie der kommunikativen Interaktion einzig das Verstehen kommunikativer Akte von Belang? Ich werde auf diese Fragen weiter unten näher eingehen. Verstehen im umfassenden Sinn ist ein sehr komplexen Vorgang, der die Berücksichtigung vieler Momente, wie sie in Kapitel III genannt wurden, verlangt. Das Erkennen von Intentionen, um das es bei Grice ja geht, erfordert möglicherweise mehr als nur die Kenntnis der Wortbedeutungen.

Es verwundert vielleicht, im Rahmen der Darstellung von Grice’s Theorie von ‚Verstehen‘ zu reden, da Grice selbst diesen Begriff nicht benutzte und das Problem nicht thematisiert. Es ist gerade ein oft gegen Grice vorgebrachtes Argument, daß seine Erklärung der Bedeutung und des Meinens sich einseitig auf den Sprecher beziehe, und die Rolle des Hörers nicht berücksichtige. Allerdings liegt schon im Begriff des ‚Meinens‘ die Sprechereinseitigkeit begründet. Die Vernachlässigung der Hörerrolle liegt bei Grice jedoch nur auf der Oberfläche; seine Theorie sperrt sich nicht gegen eine Einbeziehung auch des Hörers in die Analyse. Der Hörer ist in den Intentionen des Sprechers ständig gegenwärtig seine Reaktion wird thematisiert und vom Sprecher vorweggenommen. Die Intentionen zielen auf eine bestimmte Reaktion des Hörers, die nichts anderes als das Verstehen sein kann. Zwar übergeht Grice

¹⁵² Keller 1976, 2 f.

¹⁵³ Keller 1976, 7.

¹⁵⁴ Wengleich akustisches Mißverstehen Auswirkungen auf das Kommunikations-Verstehen (und die weitere Kommunikation) haben kann (wenn es nicht bemerkt wird).

an manchen Stellen das Verstehen als zuerst notwendige Reaktion des Hörers, um sogleich weitere vom Sprecher gewünschte Reaktionen (wie das Übernehmen von Glaubensdispositionen des Sprechers durch den Hörer) zu betrachten, doch kann er, wenn er vom Intentionserkennen des Hörers spricht, eigentlich nichts anderes meinen, als das Verstehen der Sprecheräußerung durch den Hörer.

Der Grund dafür, daß Grice das Verstehen als Vorgang nicht gesondert thematisiert, liegt darin, daß nach seinem (unausgesprochenen) Konventionsbegriff das Verstehen von Wort- und Satzbedeutungen weitgehend automatisch vor sich geht. Bei der Untersuchung der Implikatur unterscheidet er ausdrücklich zwischen dem ‚Ausarbeiten‘ einer Implikatur durch den Hörer und dem Verstehen konventioneller Bedeutungen, das (qua Konvention) automatisch vor sich geht.¹⁵⁵ Verstehen spielt also erst da eine Rolle, wo es problematisch wird. Dies muß aber nicht heißen, daß es dort, wo es unproblematisch ist, anders abläuft, als in den Fällen, wo es erst durch den Hörer ‚erworben‘ werden muß. In Grice’s Analyse nimmt der Sprecher mit seinen Äußerungsintentionen die für das Gelingen des Äußerungsaktes als kommunikative Handlung notwendigen Reaktionen des Hörers vorweg. Der Sprecher rechnet, wenn er seinen praktischen Schluß zieht, der ihn zu der seinen Zielen Angemessenen kommunikativen Handlung führt, sich die möglichen Reaktionen des Hörers vor. In den Intentionen (oder vielleicht besser: Erwartungen) des Sprechers sind die Bedingungen vorweggenommen, die für den Hörer zum Verstehen einer kommunikativen Handlung notwendig sind. Der Sprecher, wenn er dies bedenkt, überlegt, welche Anhaltspunkte er dem Hörer liefern muß, damit dieser das versteht, was er gemeint hat. Wenn Grice davon ausgeht, daß der Hörer Gründe haben muß, die vom Sprecher gewünschte Reaktion zu zeigen,¹⁵⁶ dann setzt er voraus, daß der Hörer ebenfalls so etwas wie einen Schluß vollzieht, der ihn zum Verstehen führt. Die Bedingungen des Verstehens sind also zum Teil schon in der Analyse der Bedingungen des Meinens vorweggenommen.

Wenn Grice sagt, daß die Reaktion des Hörers in einem gewissen Sinn ‚in der Kontrolle des Hörers‘ liegen muß, berücksichtigt er die Tatsache, daß das Verstehen eben nicht rein automatisch vor sich geht, sondern (zumindest prinzipiell) einen Akt des Hörers voraussetzt. (Damit soll nicht gesagt sein, daß Verstehen eine Handlung ist.) Es ist nach all dem nur konsequent, wenn das Verstehen kommunikativer Handlungen, das ‚begründet‘ und vom Hörer kontrolliert sein sollte als eigene Leistung des Hörers aufgefaßt wird, die analog zu dem Modell des praktischen Schließens interpretiert wird, wie auch der praktische Schluß, der, wie wir gesehen haben, zur kommunikativen Handlung des Sprechers führt.

2. Verstehen als Rekonstruktion bei Keller

Einen Erklärungsansatz, der dieses Modell verwendet, hat Keller vorgelegt.¹⁵⁷ Er entwickelt zunächst nach von Wright¹⁵⁸ einen Begriff kommunikativen Handelns, der das Ergebnis einer Handlung von deren Folgen unterscheidet.

„Ein ereignis (ein zustand etc.) ist das ergebnis einer als handlung H interpretierten Aktivität genau dann, wenn beim nichteintreffen dieses ereignisses diese aktivität nicht als der vollzug der handlung H interpretiert werden kann.“¹⁵⁹

Da Handlungen aber gewöhnlich nicht ausschließlich ihrer Ergebnisse wegen vollzogen werden, müssen wir die intendierten Folgen mit berücksichtigen. Diese, im Prinzip sinnvolle Unterscheidung ist nicht unproblematisch. Bei nicht-kommunikativen Handlungen fällt es meist nicht schwer, die Ergebnisse von den Folgen zu unterscheiden, während das bei kommunikativen Handlungen oft nicht so einfach möglich ist. Soll man als Ergebnis einer kommunika-

¹⁵⁵ Grice 1975, 50.

¹⁵⁶ Grice 1957, 385.

¹⁵⁷ Keller 1976 und 1977.

¹⁵⁸ Vgl. oben Kapitel I, S. 11 ff.

¹⁵⁹ Keller 1976, 4.

tiven Handlung das Verstehen (bzw. Verstanden-Werden) annehmen, oder ist das erst eine Folge der Handlung? Wenn man das Verstehen eines in einer kommunikativen Handlung geäußerten Satzes von dem Verstehen der gesamten kommunikativen Handlung unterscheidet (wie es Grice's Begriff der Implikatur erforderlich zu machen scheint), so kann man es doch nicht unabhängig voneinander sehen.

Keller unterscheidet die primäre Intention eines Handelnden, nämlich das Ergebnis seiner Handlung zu verwirklichen, von der sekundären Intention, die Folgen der Handlung zu verwirklichen. Verstehen soll dann nach Keller heißen, die sekundäre Intention rekonstruiert zu haben auf der Basis der Rekonstruktion der primären Intention.¹⁶⁰ Zu rekonstruieren ist durch den Hörer der Vorgang des praktischen Schließens, der den Sprecher zu seiner Handlung geführt hat. Diese Rekonstruktion ist also auch wieder ein Schlußprozeß, dessen Ergebnis und Ziel das Verstehen ist. Um dem Verstehen nicht den Charakter des Unmittelbaren zu nehmen, ist es wichtig, nicht das Verstehen selbst als diesen Schlußvorgang aufzufassen. Verstehen ist vielmehr ein plötzliches Aufgehen, eine Evidenz, die oft am Ende eines mühsamen Rekonstruktionsprozesses steht. Diese Evidenz beim Verstehen betont auch Grice.¹⁶¹ Verstehen ist das, worauf der Schlußprozeß des Hörers zielte und das manchmal nicht erreicht wird.

Verstehen von kommunikativen Handlungen in diesem Sinn unterscheidet sich nicht sehr von der Tätigkeit eines Theoretikers, der Handlungen untersucht. Beide interpretieren eine bestimmte beobachtete Aktivität als eine bestimmte Handlung. Es kann der Fall sein, daß ein Hörer eine Äußerung als eine bestimmte kommunikative Handlung versteht obgleich sie vom Sprecher nicht als *diese* Handlung intendiert war, ohne daß dieses Mißverstehen zu Problemen in der Kommunikation führt, oder überhaupt bemerkt wird. Dies kann geschehen, weil bei kommunikativen Handlungen die Folgen oft nicht leicht eingegrenzt und von den Ergebnissen der Handlungen unterschieden werden können. Das ist auch der Grund dafür, daß es problematisch ist, primäre und sekundäre Intentionen eines Sprechers so scharf zu trennen.

Keller¹⁶² will diese Unterscheidung als analytische verstanden wissen. Nicht verschiedene Teilakte, oder Teilüberlegungen des Sprechers sind gemeint, sondern analytisch unterscheidbare Aspekte einer einzigen Handlung. Die Verwirklichung des Ergebnisses einer Handlung ist eine logische Voraussetzung für die Handlungsfolgen (deshalb heißt die Intention primäre Intention). Zeitlich, in den Überlegungen, die den Handelnden zu seiner Handlung führen, ist das Ziel, also die Folge, der Handlung zuerst bekannt, erst danach werden die Mittel zur Verwirklichung dieses Ziels gesucht. Dem Beobachter allerdings bleibt dieser Vorgang im Handelnden verschlossen, er kann sich nur an die ausgeführte Handlung halten, und an die Ziele, die der Sprecher rationalerweise damit verfolgen kann.¹⁶³ Es ist noch nicht einmal sicher, ob der Handelnde selbst die möglichen (intendierbaren) Folgen seiner Äußerungshandlung immer ganz überblickt. Es ist möglich daß einem Handelnden nach erfolgter Handlung Intentionen zugeschrieben werden, die er vor der Handlung nicht bewußt gehabt hat, und er dennoch die Zuschreibung akzeptiert. Dies ist möglich, weil, gerade beim sprachlichen Handeln, die Intentionen eben nicht unabhängig von der erfolgten Äußerung sind, sondern die Handlung, und damit das zu intendieren Mögliche, sich erst in der Äußerung konstituiert.¹⁶⁴

¹⁶⁰ Keller 1976, 8 f.

¹⁶¹ Grice 1957, 385.

¹⁶² Keller 1977, 20.

¹⁶³ Nach dem oben (Kapitel III) dargestellten Begriff der Zweckrationalität.

¹⁶⁴ Vgl. auch Wygotskys (1977) These über die Konstitution des Denkens im Sprechen. (S.o. Kapitel 1, S. 19)

3. Rekonstruktion vs. Regelkenntnis

Kellers Begriff des Verstehens bezeichnet als solches nur die Rekonstruktion der sekundären Intention, für die die Basis, nämlich die Kenntnis der primären Intention, schon gegeben ist. Wie ist diese Basis gegeben, wenn es sich nicht um Verstehen handeln soll? Die Rede ist also von den Prämissen des Verstehens, des Schlußprozesses, dessen Ziel das Verstehen ist. In Kapitel III hatten wir die wesentlichen generellen Voraussetzungen kommunikativen Handelns, in denen auch die Prämissen des Schlußprozesses erfaßt sind, behandelt. Für das Verstehen ist, ebenso wie für das kommunikative Handeln selbst, das gemeinsame, zwischen Sprecher und Hörer geteilte Wissen Voraussetzung. Zu den Prämissen zählt auch die Kenntnis der Sprache, d.h. der Verwendungsregeln ihrer Ausdrücke. Die Kenntnis der Bedeutungen der in einer bestimmten kommunikativen Handlung verwendeten Wörter und Sätze wird dem Verstehen also schon vorausgesetzt. Diese Voraussetzung ist, wie wir noch sehen werden, nicht unproblematisch.

Ein Ausdruck wird nach Keller also nicht verstanden sondern die Regel seiner Verwendung, und das ist in Wittgensteinschem Sprachgebrauch die Bedeutung, wird gekannt. Wenn man diese Trennung zwischen dem Verstehen einer Äußerung und der Kenntnis der in dieser Äußerung verwendeten sprachlichen Mittel macht, dann setzt man voraus, daß die Kenntnis der sprachlichen Einheiten, und das heißt hier, die Kenntnis ihrer Bedeutungen, den kommunizierenden Personen direkt, sozusagen automatisch, gegeben ist. Andererseits ist aber die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (auch von Keller) als die Kenntnis der Verwendungsregeln dieser Ausdrücke definiert, Verwendungsregeln ergeben sich aber immer erst aus der Erfahrung mit vergangenen Akten geglückter Kommunikation. Wir haben hier also wieder dasselbe Problem, wie bei der Abgrenzung der Bedeutungen (von Ausdrücken) von dem Meinen. Die Kenntnis der Verwendungsregeln von Ausdrücken ist ja nicht die Kenntnis *einer*, eindeutig festlegbaren Bedeutung. Verwendungsregeln zu kennen heißt, zu wissen, in welchen Situationen ein Ausdruck wie gebraucht wird. Dies kann man aber erst dann wissen, wenn man die Äußerung, in der der Ausdruck vorkommt als Ganze verstanden hat. Das Verstehen der Bedeutung eines Ausdrucks setzt also das Verstehen der Äußerung voraus. Andererseits wird die Äußerung, so die Definition Kellers, auf der Basis der Kenntnis der Ausdrucksbedeutungen verstanden. Die Lösung dieses Dilemmas kann nur in der Einführung einer zeitlichen Perspektive liegen¹⁶⁵: Kraft seiner allgemeinen Sprachkenntnis, die ihm einerseits gelehrt worden ist, und die er andererseits durch eigene Erfahrung gewonnen hat, erinnert den Sprachteilhaber jeder Ausdruck an ein gewisses Spektrum von Verwendungsmöglichkeiten, mit denen Kommunikation schon einmal (meistens sehr häufig, oder sogar fast immer, ob immer, wage ich zu bezweifeln) geglückt ist. Er bezieht dieses Spektrum auf die jeweils vorgefundene Situation, auf den Gesamtkontext der Äußerung, und auch den syntaktischen Kontext, in dem der Ausdruck steht, und kann so erschließen, welche Verwendungsweise des Ausdrucks vorliegt. D.h. in das Erschließen der Ausdrucksbedeutung geht schon eine Hypothese über die Bedeutung der gesamten Äußerung ein.¹⁶⁶

Keller macht es sich zu einfach, wenn er die Kenntnis der Verwendungsregeln als unproblematisch voraussetzt. Wenn das Rekonstruieren der Ausdrucksbedeutung zumindest manchmal, in problematischen Fällen, ein Erschließen ist, dann ist die Differenz des Zugangs zu diesen Bedeutungen zum Begriff des Verstehens, wie Keller ihn definiert, nicht mehr gegeben. In diesem Fall greift die Analogie zwischen Sprache und Werkzeug, die Keller zieht, zu kurz.¹⁶⁷ Die Sprache ist uns eben nicht so gegeben, wie ein Hammer, dessen Verwendung wir kennen. Die Sprache ist nicht nur ein Instrument, das den Zwecken seiner Verwendung äußerlich ist, sie ist auch das Medium, *in* dem erst die Verwirklichung der Zwecke möglich ist, denen sie dient. Ein Hammer ist entbehrlich, ich kann auch ohne ihn einen

¹⁶⁵ Wie wir oben (Kapitel II, S. 42) gesehen haben.

¹⁶⁶ Keller 1977, 21.

¹⁶⁷ Keller 1977, 21: „Ich verstehe nicht den Hammer, sondern kenne seine Verwendung, d.h. ich weiß damit umzugehen.“

Nagel einschlagen. Die Sprache ist für die Art der Kommunikation, wie sie sich in unserem Kulturkreis über Jahrtausende hin ausdifferenziert hat, nicht entbehrlich, sie ist Voraussetzung dafür. Sicher macht es einen gewissen Sinn, die Sprache auch als Instrument aufzufassen, als Mittel, das wir benutzen, um unsere kommunikativen Ziele zu erreichen. Dies darf aber nicht der einzige Aspekt sein, unter dem wir die Sprache und unser Verhältnis zu ihr betrachten.¹⁶⁸

In der Rekonstruktion der Ausdrucksbedeutungen spielen Kenntnis der Regeln (die vorhanden ist) und Verstehen (das erworben werden muß) also schon zusammen. Man könnte dann so etwas wie ein primäres und ein sekundäres Schließen annehmen, bzw. zwei Teilaspekte in dem Gesamtvorgang ‚Verstehen einer Äußerung‘. Ebenso wie es für die Rekonstruktion der Äußerungsbedeutung Prämissen gibt, Anhaltspunkte, die dem Hörer vorliegen (eben die Ausdrücke in ihren Verwendungsweisen), gibt es auch für das Erschließen der Ausdrucksbedeutungen Anhaltspunkte. Grice nennt diese, in der ihm eigenen allgemeinen Ausdrucksweise, ‚Merkmale der Äußerung‘.¹⁶⁹ Merkmale einer Äußerung sind die Wörter selbst, bzw. in ihnen die phonetische Realisation, oder die Schreibweise; Merkmale komplexen Ausdrücke sind z.B. grammatische Partikel, die für sich keine Bedeutung haben, sondern deren Funktion es gerade ist, syntaktische Relationen anzuzeigen. Merkmale von Äußerungen im weiteren Sinne sind auch Gestik und Mimik. Wenn man Verstehen als Wahrnehmen (und Rekonstruieren) der Beziehungen zwischen einzelnen dieser Merkmale und ihrer Funktion in der Äußerung auffaßt, dann kann man das Äußern als Akt der Bereitstellung von Anhaltspunkten für den Rekonstruktionsprozeß des Hörers verstehen. Der Äußerer liefert also Prämissen für den Schlußprozeß des Angesprochenen, der diese Anzeichen in Beziehung setzt zu seiner Kenntnis der Konventionen der Verwendung der sprachlichen Mittel.

Das Verstehen in dieser Weise als rekonstruierenden Schluß aufzufassen, ermöglicht eine zusammenhängende Theorie der kommunikativen Interaktion zu erarbeiten, da die Leistungen aller Beteiligten, von Sprecher wie von Hörer, in derselben Begrifflichkeit analysiert werden, und so aufeinander bezogen werden können.

Erst die Rekonstruktion der (konventionellen) Ausdrucksbedeutung schafft die Voraussetzung für das Erschließen der Äußerungsbedeutung. Je weiter sich die Verwendung eines Ausdrucks von der bekanntesten konventionellen Verwendungsweise entfernt, desto mehr Prämissen muß der Hörer bei seinem Schluß berücksichtigen, und desto mehr Voraussetzungen muß der Sprecher in seinen Entscheidungsprozeß mit einbeziehen. Je indirekter eine kommunikative Handlung auf die Ausdrucksbedeutungen Bezug nimmt, desto voraussetzungsvoller ist sie. Komplizierte Implikaturen werden also erst dann möglich, wenn Sprecher und Hörer sich schon gut kennen, bzw. voraussetzen können, daß beide über das Wissen verfügen, das für die Rekonstruktion solcher Implikaturen notwendig ist; dies ist z.B. der Fall, wenn die Situation eindeutig ist. Viele indirekte Redeweisen, die manchmal (auch von Grice) als nicht-konventionell bezeichnet werden, sind eigentlich kulturell verbreitete (und damit auch konventionelle) Muster. Sprichwörter, bekannte Metaphern, stehende Wendungen etc. sind häufig schon (durch ihren dauernden Gebrauch in dieser Verwendungsweise) zu festen Ausdrücken geworden, die kaum noch jemand in ihrer ursprünglichen direkten Verwendungsweise versteht. Dies schafft die Erwartungssicherheit, mit der ein Sprecher das richtige Verständnis einer solchen Äußerung erwarten kann. Auch Ironie beispielsweise braucht ein eigenes Milieu, eine Grundhaltung der Kommunizierenden, um verstanden zu werden; es gibt genug Menschen, die für Ironie gänzlich unempfänglich sind.

Jedes Verstehen ist erst dann möglich, wenn der Sprecher die Voraussetzungen, die er gemacht hat, zu Recht angenommen hat, d.h., wenn sie beim angesprochenen Partner ebenfalls vorliegen. Ob diese Voraussetzung nun lediglich die Kenntnis der Verwendungsregeln sprachlicher Ausdrücke betrifft (diese können im Normalfall problemlos vorausgesetzt werden), oder die Annahme einer ebenso hintergründigen und verzwickten Denkweise, wie sie der Äußerer hat (hierbei kann ein Sprecher, der sich wenig Gedanken über seine Eigen-

¹⁶⁸ Die anderen Aspekte zu behandeln würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

¹⁶⁹ Grice 1969, 163.

arten gemacht hat, schweren Täuschungen unterliegen), es handelt sich im Prinzip um denselben Vorgang. Weil dies so ist, ist es wichtig, an einem einheitlichen Verstehensbegriff festzuhalten, und nicht Sprachverstehen vom Verstehen kommunikativer Handlungen analytisch zu trennen.

Von der Seite des Hörers aus gesehen bringt es nicht viel, das Verstehen einzugrenzen durch die Formulierung ‚Verstehen des Gemeinten‘. Sicher geht es, wenn man kommunikative Handlungen analysiert darum, die ganze Interaktion, also Sprecher-Handeln und Verstehen, zu berücksichtigen, doch kann keiner von beiden Partnern jemals sicher wissen, ob er dasselbe meint wie der andere; der Sprecher nichts ob der Hörer exakt das verstanden hat, was er gemeint hat, und der Hörer nicht, ob er exakt das verstanden hat, was der Sprecher meinte. Für die Zwecke der Kommunikation reicht es jedoch aus, wenn keine offensichtlichen Widersprüche auftreten. Wichtig ist, daß prinzipiell die Möglichkeit gegeben ist, in einen Diskurs zur Klärung von Mißverständnissen einzutreten.¹⁷⁰ Kommunikationskonflikte kann man immer dann als gelöst betrachten, wenn alle Beteiligten zufrieden sind.

Die Frage nach der Behandlung der Tatsache, daß die meisten kommunikativen Akte automatisch verstanden werden, ohne daß der Hörer eine bewußte Leistung erbringen muß, die ihn zum Verstehen führt, kann auf dieselbe Weise beantwortet werden, wie die gleiche Frage beim Meinen (bzw. kommunikativen Handeln): Sicherlich geht gewohnheitsmäßiges Verstehen, wie jedes gewohnheitsmäßige Handeln, unkompliziert und meist unbewußt vor sich. Jedoch besteht prinzipiell die Möglichkeit, bei schwierigen Situationen, in denen vielleicht nicht auf Anhieb klar ist, was der Sprecher gemeint hat, eine Rekonstruktion unter Bewußtmachung der Prämissen bewußt zu leisten. Je öfter eine bestimmte Äußerung zu einem bestimmten Zweck verwendet wird, desto selbstverständlicher können alle Beteiligten davon ausgehen, daß, ist die Situation vergleichbar, auch diesmal dieser Zweck verfolgt wird. So können Konventionen entstehen und so wird auch Sprachwandel initiiert. Bloß bis eine eingefahrene Verwendungsweise sich so verfestigt hat, vergehen Generationen, so daß das einzelne Individuum das Bewußtsein der Tatsache verliert, daß Bedeutungen letztlich von jeder einzelnen Verwendung getragen werden.

4. Verstehen und Verständnis

Wenn eben von Mißverständnissen die Rede war, so läßt sich daran die Frage anschließen, ob es einen Unterschied zwischen Verstehen und Verständnis gibt. Auf der Ebene sprachlicher Bedeutungen könnte man sagen, daß Verstehen von Bedeutungen nichts mit Verständnis zu tun hat, das gegenüber einer Person besteht oder erworben wird. Redet man jedoch von kommunikativen Handlungen, so gehört zum völligen Verstehen sicher auch ein bestimmtes Maß an Verständnis gegenüber der Person, die eine Äußerung gemacht hat, und ihrem geistigen Hintergrund. Verständnis in diesem Sinn wird in hohem Maße schon vorausgesetzt; es gehört zum gegenseitigen Wissen, das wechselseitig erwartet wird. Verständnis stellt sich zum Teil aber auch erst in der Kommunikation ein. Es ist nicht einfach, zu sagen, ob man von jemandem, der eine Äußerung mit der Bemerkung beantwortet ‚Ich habe zwar verstanden, was du gesagt hast, aber ich verstehe dich nicht‘ zu Recht sagen kann, er habe die Äußerung als kommunikative Handlung richtig verstanden. Die Worte, die er genommen hat, können für ihn wohl einen gewissen Sinn haben, damit hat er aber noch nicht die Äußerung verstanden.

Verstehen ist immer mehr, als nur reines Satzverstehen. In gewissem Sinn ist Verstehen immer auch Weltverstehen. Wie wir, durch die Beziehung auf unser allgemeines Wissen von der Welt, immer auch ganze Zusammenhänge, also unser Weltbild mitmeinen, wenn wir reden, so verstehen wir immer schon Weltbilder mit. Wo dieses Verstehen im weiteren Sinn nicht vorhanden ist, wird Kommunikation schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Daß wir die-

¹⁷⁰ Wobei natürlich in diesem Meta-Diskurs wieder neue Mißverständnisse auftreten können.

ses Verständnis als Teil des gemeinsamen Wissens meist schon voraussetzen, heißt nicht, daß es sich nicht in jeder kommunikativen Erfahrung erweitert. Konstitution von Bedeutungen heißt auch Konstitution von Welt; Verstehen ist auch Verstehen von Welt. Diese Zusammenhänge nicht sehen zu wollen, heißt Kleinkrämerei in der Beschäftigung mit Sprache und sprachlichem Verhalten zu betreiben.

Schlußbemerkung

Die Frage, ob die Kritik an Grice's Ansatz dessen positive Seiten überwiegt, ist nicht leicht zu beantworten. Sein theoretischer Ansatz, der in dieser Arbeit vorgestellt wurde, ist an vielen Stellen unklar, seine zentralen Begriffe sind mitunter vage. Es zeigt sich, daß Intuition nicht immer ein guter Führer ist, besonders dann, wenn diese Intuition von philosophischen Ansprüchen durchsetzt ist, die nicht immer in notwendigem Bezug zur Sache stehen. Diese Ansprüche haben bei Grice dazu geführt, daß er sich über die verschiedenen Ebenen, auf denen eine Theorie der Sprach-Bedeutungen einerseits und eine Theorie kommunikativen Handelns andererseits operieren, nicht bewußt war. Beide Theorien schlagen Erklärungsmodelle vor, doch fragt sich» ob sie denselben Gegenstand haben. Sie beziehen sich auf dieselben Erscheinungen unserer Alltagswelt, die Sprache, doch definieren sie ihren Gegenstand verschieden. Die Bedeutungstheorie im engeren Sinn beschäftigt sich mit der Sprache als einem System von Regeln, dem eine Existenz eigener Art zugesprochen wird. Die Ontologisierung theoretischer Gegenstände aus dem Bereich der Alltagswelt behindert mitunter die Erklärung alltäglicher Praktiken eher, als daß sie sie erklären hilft. Die Rede von *der* Bedeutung, *der* Sprache schafft die Illusion, als ob mit der Eindeutigkeit der Benennung ein Gegenstand schon klar abgegrenzt sei. Folgt man Wittgenstein, so hilft uns dieses Vorgehen nicht bei der Erklärung der Bedeutung. Ich möchte hinzufügen: es hilft uns auch nicht bei der Erklärung kommunikativen Handelns. Sprache, als kommunikatives Handeln, ist eine Lebensform und teilt mit dem Leben dessen Offenheit und Variationsvielfalt.

Die Eigentümlichkeit von Grice's Ansatz ist es, daß er diese Vielfältigkeit, das Gebundensein der sprachlichen Äußerungen an den Handlungskontext, in dem sie vorkommen, thematisiert, und in seine Theorie vom Meinen mit einzubeziehen versucht gleichzeitig aber einem traditionellen (Wort-)Bedeutungsbegriff verhaftet bleibt, der ihn in seiner Theorie des Meinens ständig behindert. Grice hat nie für sich in Anspruch genommen eine vollständige Theorie vorgelegt zu haben, er spricht ständig von vorläufigen Erklärungsversuchen. Er scheint aber der Illusion anzuhängen, es sei möglich, alle Aspekte, die bei der Beschäftigung mit Sprache in den verschiedensten Hinsichten von Interesse sind, sei es nun die Sprache in ihrer alltäglichen kommunikativen Funktion, oder sei es die Sprache, wie Logiker mit dem Bedürfnis der Eindeutigkeit sie sich wünschen, in einer systematischen Theorie der Sprache gemeinsam zu erklären und in Beziehung zueinander zu setzen. Es scheint mir mehr denn je unwahrscheinlich, daß es möglich ist, eine solche systematische Theorie aufzustellen. Schon in dem ausgearbeiteten Theorieansatz von Grice zeigt sich, daß die verschiedenen Ansprüche sich gegenseitig behindern.

Ich habe in Kapitel II von der Bedeutung als einer theoretischen Fiktion gesprochen. Das sollte meinen, daß aus dem Bedürfnis theoretischer Eingrenzung Gegenstände als eindeutig abgrenzbare behauptet werden, deren zugrundeliegende Erscheinungen sich gerade durch ihre Nicht-Abgrenzbarkeit auszeichnen. Für bestimmte theoretische Zwecke Eingrenzungen zu treffen ist eine Sache, eine andere Sache ist es, ob die so gewonnenen Begriffe noch zur Erklärung alltäglicher Vorgänge taugen. Kriterien für die Erklärung sozialer Zusammenhänge, zu denen auch die Sprache in der kommunikativen Interaktion zählt, sind, wenn man davon ausgeht, daß Wahrheitsfragen bei theoretischen Modellen kaum entscheidbar sind, die Plausibilität und Praktikabilität der vorgeschlagenen Modelle. Plausibilität ist, trotz des Einflusses argumentativer Diskurse, letztlich eine Frage der unmittelbaren Einsicht jedes Einzelnen; sie bemißt sich aber auch an außertheoretischen Erfahrungen der Theoretiker bei ihrem alltäglichen Verhalten. Praktikabilität kann erst in der empirischen Untersuchung tatsächlicher kommunikativer Handlungen überprüft werden, ist also keine Aufgabe für eine allgemeine Kommunikationstheorie mehr.

Ich glaube, daß Grice einen entscheidenden Grundstein für eine solche Theorie gelegt hat. Es hat lange Zeit gebraucht, bis die Relevanz und innovative Kraft seiner Theorien in das allgemeine Bewußtsein der Sprachtheoretiker gerückt ist. Erst mußte die in den fünfziger und sechziger Jahren vorherrschende Orientierung auf die systematischen Aspekte der Sprache aufgehoben sein zugunsten der Beschäftigung mit der Sprache in der Kommunikation. Die zunehmende Bezugnahme auf Grice innerhalb der Sprachphilosophie und der Linguistik in den letzten Jahren, die sich gerade auch im deutschen Sprachraum in vielen Veröffentlichungen niedergeschlagen hat, zeigt, daß auf seine Theorie weder bei der Erklärung kommunikativer Interaktion, bei der Gesprächsanalyse und ähnlichen Bereichen sprachlicher Kommunikationstheorien, noch bei der Diskussion transzendentaler Voraussetzungen jeglicher Kommunikation verzichtet werden kann. Dafür Argumente zu liefern sollte nicht zuletzt Ziel dieser Arbeit sein.

Anhang

Im Folgenden gebe ich die Übersetzungen der englischen Zitate wieder. Obwohl ich nicht immer mit ihnen einverstanden bin, zitiere ich nach den vorliegenden veröffentlichten Übersetzungen. Die Aufsätze von Grice und die wichtigste Sekundärliteratur sind in Meggle 1979 veröffentlicht worden.

Zu Kapitel I:

S. 7, FN 11, (Grice 1957, 381)

„ ... Feststellungen des Inhalts... , daß ein bestimmter Sprecher bzw. Schreiber in einer konkreten Situation mit einem Zeichen das und das meint (was von der Standardbedeutung des Zeichens sehr wohl abweichen kann).“

„ ... die Tatsache... , daß die Bedeutung (im allgemeinen) eines Zeichens durch Rekurs auf das zu erklären ist, was die Zeichenbenutzer mit ihm in konkreten Situationen meinen (Sollten).“ (Meggle 1979, 6)

S. 8, FN 16 (Grice 1957, 385)

„ ‚S meinte mit x etwas‘ ist (in etwa) äquivalent mit ‚S beabsichtigte, daß die Äußerung von x bei einem Hörer eine Wirkung mittels der Erkenntnis dieser Absicht hervorruft.“ (Meggle 1979, 11)

S. 13, FN 33 (Grice 1957, 381)

„ x bedeutete^{NN} etwas (in einer konkreten Situation).“

„x bedeutete^{NN} daß das und das (in einer konkreten Situation).“

„S meinte mit x etwas (in einer konkreten Situation).“

„S meinte mit x daß das und das (in einer konkreten Situation).“

„x bedeutet (zeitunabhängig) etwas (bzw. daß das und das).“

„S meint (zeitunabhängig) mit x etwas (bzw. daß das und das).“ (Meggle 1979, 7)

S. 15, FN 34 (Grice 1969, 151)

„ ‚S meinte etwas mit dem Äußern von x‘ ist wahr gdw. für einen Hörer H gilt: S äußerte x mit der Absicht, daß

(1) H eine bestimmte Reaktion r zeigt,

(2) H glaubt (erkennt) daß S (1) beabsichtigt,

(3) H (1) aufgrund seiner Erfüllung von (2) erfüllt.“ (Meggle 1979, 20)

Zu Kapitel II:

S. 19, FN 51 (Grice 1969, 149)

„(1) x (Äußerungstyp) bedeutet ‚...‘ (Bestimmung der zeitunabhängigen Bedeutung für einen Äußerungstyp ...)

(2) x (Äußerungstyp) bedeutet hier ‚...‘ (Bestimmung der angewandten zeitunabhängigen Bedeutung für einen Äußerungstyp ...)

(3) S meinte mit x (Äußerungstyp) ‚...‘ (Bestimmung der Situationsbedeutung eines Äußerungstyps)

(4) S meinte mit dem Äußern von x. daß --- (Bestimmung der Situationsbedeutung¹⁷¹ eines Sprechers)“ (Meggle 1979, 8 f.)

¹⁷¹ besser: 'Situations-Meinen'

S. 25, FN 88 (Grice 1968, 54)

„... zwischen dem, was der Sprecher gesagt hat (in einem gewissen favorisierten, in einem gewissen Maße meinetwegen auch künstlichen Sinne von ‚Sagen‘), und dem, was er impliziert (angezeigt, nahegelegt, zu verstehen gegeben) hat ... Das Programm zielt auf eine Explikation des favorisierten Sinns von ‚sagen‘ und auf eine Klärung der zwischen diesem ‚sagen‘ und dem Begriff der konventionellen Bedeutung bestehenden Beziehung ab.“ (Meggle 1979, 85 f)

S. 26, FN 93 (Grice 1968, 57)

„[Es kann] sowohl zutreffen [...], daß (i) X, von S geäußert, u.a. ‚*p‘ bedeutet, als auch, daß (ii) S mit der Äußerung von X u.a. gemeint hat, daß *p. daß es aber trotzdem falsch sein kann, daß S. u.a. gesagt hat, daß *p.“ (Meggle 1979, 90)

S. 26, FN 95 (Grice 19759 S. 44)

„Wie ich das Wort ‚sagen‘ hier benutze, soll das, was jemand gesagt hat, in enger Beziehung zur konventionellen Bedeutung der von ihm geäußerten Worte (des geäußerten Satzes) stehen.“ (Meggle 1979, 246)

S. 28, FN 99 (Lewis 1969, 26)

„[Der Handlungsteilnehmer] hat einen entscheidenden Grund, das Seine zu tun, wenn er hinreichend davon überzeugt ist, daß die anderen das Ihre tun werden.“ (Lewis 1975, 25)

S. 28, FN 102 (Lewis 1969, 78)

„Eine Verhaltensregularität R von Mitgliedern einer Gruppe G, die an einer wiederholt auftretenden Situation S beteiligt sind, ist genau dann eine *Konvention*, wenn es wahr ist und wenn es in G zum gemeinsamen *Wissen* gehört, daß bei nahezu jedem Auftreten von S unter Mitgliedern von G

(1) nahezu jeder R folgt;

(2) nahezu jeder von nahezu jedem anderen erwartet, daß er R folgt;

(3) nahezu jeder hinsichtlich aller möglichen Handlungskombinationen annähernd dieselben Präferenzen hat;

(4) nahezu jeder es vorzieht, daß jeder weitere Beteiligte R folgt, sofern nahezu alle übrigen R folgen;

(5) nahezu jeder es vorziehen würde, daß jeder weitere Beteiligte R' folgt, sofern nahezu alle übrigen R' folgen,

wobei R' eine andere mögliche Verhaltensregularität der Mitglieder von G in S ist, derart daß nahezu jeder in nahezu keinem Fall von S zugleich R' und R folgen könnte.“ (Lewis 1975, 79)

S. 30, FN 104 (Lewis 1969, 63 f.)

„Unser Wissen über unsere Konventionen [...] (kann) ein ziemlich kümmerliches Wissen sein [...]: (1) Es kann nur ein potentielles Wissen sein. [...] (2) Es kann ein Wissen sein, das wir auch beim besten Willen nicht verbalisieren können. [...] Wir haben eine Menge Wissen, das wir nie in Worte bringen können. Und viel von unserem Wissen, ob verbalisierbar oder nicht, stützt sich auf Evidenz, über die wir nie berichten können. [...] (3) Es kann ein Wissen sein, das auf einzelne, isoliert betrachtete Fälle beschränkt ist.“ (Lewis 1975, 64 f.)

S. 33, FN 105 (Grice 1957, 385)

„[...] einer Aussage bzw. einer Disjunktion von Aussagen darüber, was - um es vage auszudrücken - ‚man‘ mit x zu bewirken beabsichtigt.“ (Meggle 1979, 11)

S. 33, FN 106 (Grice 1957, 381)

„Die Bedeutung (im allgemeinen) eines Zeichens [ist] durch Rekurs auf das zu erklären [...], was die Zeichenbenutzer mit ihm in konkreten Situationen meinen (sollten).“ (Meggle 1979, 6)

Zu Kapitel IV.:

S. 50, FN 134 (Grice 1975,45)

„Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird.“ (Meggle 1979, 248)

S. 51, FN 138 (Grice 1975, 45)

„1. Mache deinen Beitrag so informativ wie (für die gegebenen Gesprächszwecke) nötig.
2. Mache deinen Beitrag nicht informativer als nötig.“ (Meggle 1979, 249)

S. 51, FN 140 (Grice 1975, 46)

„Versuche deinen Beitrag so zu machen, daß er wahr ist.“ (Meggle 1979, 249)

S. 51, FN 142 (Grice 1975, 46)

„Sei relevant.“ (Meggle 1979, 249)

S. 52, FN 142 (Grice 1975, 46)

„Sei klar. [...] Vermeide Dunkelheit des Ausdrucks. Vermeide Mehrdeutigkeit. Sei kurz (vermeide unnötige Weitschweifigkeit). Der Reihe nach.“¹⁷² (Meggle 1979, 250)

S. 52, FN 144 (Grice 1975, 49 f.)

„Angenommen jemand hat dadurch, daß er (indem er, wenn er) p sagt (oder so tut, als sagte er es), impliziert, daß q. Unter folgenden Voraussetzungen kann man dann von ihm sagen, er habe konversational impliziert, daß q:

- (1) von ihm ist anzunehmen, daß er die Konversationsmaximen oder zumindest das Kooperationsprinzip beachtet;
- (2) die Annahme, daß er sich bewußt ist oder glaubt, daß q, ist nötig, um den Umstand, daß er sagt oder so tut, als sagte er, daß p (bzw. daß er es auf genau diese Weise – anscheinend – tut), mit der in (1) erwähnten Annahme in Übereinstimmung zu bringen;
- (3) der Sprecher glaubt (und würde vom Hörer erwarten, daß er glaubt, daß er – der Sprecher – glaubt), daß der Hörer in der Lage ist dahinterzukommen oder intuitiv zu erfassen, daß die in (2) erwähnte Annahme wirklich nötig ist.“ (Meggle 1979, 254)

¹⁷² Wunderlich 1972 übersetzt: „Sei methodisch (regelrecht).“

Literaturverzeichnis

- Anderson, Alan Ross (1974): Meaning and Implication. In: *Idealistic Studies* 4, 79 – 88.
- Anscombe, G.E.M. (1957): *Intention*. Oxford 1979².
- Armstrong, D.M. (1971): Meaning and Communication. In: *Philosophical Review* 80, 427 – 447.
- Austin, John L. (1972): *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)*. Stuttgart.
- Bennett, Jonathan (1973): The Meaning-Nominalist Strategy In: *Foundations of Language* 10, 141 – 168.
- Bennett, Jonathan (1976): *Linguistic Behaviour*. Cambridge.
- Bierwisch Manfred (1979): Wörtliche Bedeutung - Eine pragmatische Gretchenfrage. In: Günther Grewendorf (Hrsg.): *Sprechakttheorie und Semantik*. Frankfurt am Main, 119 – 148.
- Bigelow, John C. (1976): Meaning and Evidence. In: *Dialogue* 15, 203 - 225
- Black, Max (1975): Meaning and Intention. In: *Max Black: Caveats and Critiques*. Ithaca, 109 – 138.
- Bretton Platts, Mark de (1979): *Ways of Meaning*. London.
- Cohen, Jonathan L. (1971): Some remarks on Grice's views about the logical particles of natural languages. In: Yehoshua Bar-Hillel (ed.): *Pragmatics of natural languages*. Dordrecht, 50 - 68
- Corliss, Richard C. (1972): A Theory of Contextual Implication. In: *Philosophy and Rhetoric* 5, 215 – 230.
- Dittel, Wolfgang (1979): *Intention und Kommunikation. Beitrag zu einer Theorie der Bedeutung*. Königstein/Ts.
- Facione, Peter Arthur (1971): *The Theory of Meaning as Intention*. Ph.D.Diss. Michigan State University.
- Facione, Peter Arthur (1972a): The Problem of Defining Utterer's Meaning. In: *The Southwestern Journal of Philosophy* 39, 75 – 84.
- Facione, Peter Arthur (1972b): Meaning and Saying. In: *The Southern Journal of Philosophy* 10, 401 – 407.
- Facione, Peter Arthur (1973): Meaning and Intending. In: *American Philosophical Quarterly* 10, 277 – 287.
- Facione, Peter Arthur (1975): Meaning and Communication. In: *The New Scholasticism* 49, 1 – 15.
- Garner, Richard T. (1974): Grice and MacKay on Meaning. In: *Mind* 83, 417 – 421.
- Green, O.H. (1969): Intentions and Speech Acts. In: *Analysis* 29, 109 – 112.
- Grice, Herbert Paul (1957): Meaning. In: *Philosophical Review* 66, 377 – 388.
- Grice, Herbert Paul (1961): The Causal Theory of Perception. In: *Proceedings of the Aristotelian Society (suppl.vol.)* Vol. 35, 121 – 152.
- Grice, Herbert Paul (1968 MS): *Logic and Conversation*. (William James Lectures). Unveröff.Manuskript.
- Grice, Herbert Paul (1968): Utterer's Meaning, Sentence-Meaning and Word-Meaning. In: *Foundations of Language* 49, 1 – 18. [hier zitiert nach: John R. Searle:(ed.): *The Philosophy of Language*. Oxford 1971, 54 – 70.]
- Grice, Herbert Paul (1969): Utterer's Meaning and Intentions. In: *Philosophical Review* 78, 147 – 177.
- Grice, Herbert Paul (1971): Intention and Uncertainty. In: *Proceedings of the British Academy* LVII, 263 – 279.
- Grice, Herbert Paul (1975): *Logic and Conversation*. In: Peter Cole, Jerry L. Morgan (eds.): *Syntax and Semantics*. Vol 3: *Speech Acts*. New York u.a., 41 – 58.
- Harman, Gilbert H. (1968): Three Levels of Meaning. In: *Journal of Philosophy* 65, 590 – 602.
- Hill, Thomas E. (1971): *The Concept of Meaning*. New York.
- Holdcroft, David (1976): Forms of Indirect Communication. In: *Philosophy and Rhetoric* 9, 147 – 161.
- Hyslop, Alec (1976/77): Grice without an Audience. In: *Analysis* 37, 67 – 69.
- Itkonen, Esa (1972): On Grice's, Strawson's and Searle's Concept of Meaning. In: *Ajatus* 34, 149 – 154.
- Kanngießler, Siegfried (1976): Sprachliche Universalien und diachrone Prozesse. In: Karl-Otto Apel (Hrsg.): *Sprachpragmatik und Philosophie*. Frankfurt am Main, 273 – 393.

- Kasher, Asa (1976): Conversational maxims and Rationality. In: Asa Kasher (ed.): *Language in Focus*. Dordrecht, 197 – 216.
- Keller, Rudi (1974): *Wahrheit und kollektives Wissen. Zum Begriff der Präsupposition*. Düsseldorf.
- Keller, Rudi (1976): *Handlungen verstehen*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 4, 1 – 16.
- Keller, Rudi (1977): *Verstehen wir, was ein Sprecher meint, oder was ein Ausdruck bedeutet ? Zu einer Hermeneutik des Handelns*. In: Klaus Baumgärtner (Hrsg.): *Sprachliches Handeln*. Heidelberg, 1 – 27.
- Kemmerling, Andreas (1979): *Was Grice mit „Meinen“ meint*. In: Günther Grewendorf (Hrsg.): *Sprechakttheorie und Semantik*. Frankfurt am Main, 67 – 118.
- Lewis, David K. (1969): *Convention: A philosophical Study*. Cambridge, Mass. (Dt.: *Konventionen. Eine Sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin - New York 1975.)
- Lombard, L.B. / Stine, G.C. (1974): *Grice's Intentions*. In: *Philosophical Studies* 25, 207 – 212.
- MacKay, Alfred F. (1970): *Professor Grice's Theory of Meaning* In: *Mind* 81, 57 – 60.
- Margolis, Joseph (1972/73): *Meaning, Speaker intentions and Speech Acts*. In: *Review of Metaphysics* 26, 681 – 695.
- Meggle, Georg (Hrsg.) (1979): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt am Main.
- O'Hair, S.G. (1969): *Implications and Meaning*. In: *Theoria* 35, 38 – 54.
- Parrett, Herman (1977): *Conventional Implication and Conversational Implicatures*. In: *Versus* 16, 21–46.
- Patton, T.E. / Stampe, Dennis W. (1969): *The Rudiments of Meaning: On Ziff, On Grice*. In: *Foundations of Language* 5, 2 – 16.
- Rankin, K.W. (1966): *Wittgenstein on Meaning, Understanding and Intending*. In: *American Philosophical Quarterly* 3, 1 – 13.
- Savigny, Eike von (1975): *Meaning by Means of Meaning? By no Means!* In: *Erkenntnis* 9, 139 – 143.
- Schiffer, Stephen R. (1972): *Meaning*. Oxford.
- Searle, John R. (1971): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt am Main.
- Shwayder, David S. (1972/73): *Meaning and Saying*. In: *Foundations of Language* 9, 66 – 97.
- Strang, Colin (1960): *Meaning and Intention*. In: *Atti del XII Congresso internazionale di Filosofia (Venezia 1958) Vol. IV, Firenze*, 323 – 330.
- Strawson, Peter Frederick (1964): *Intention and Convention in Speech Acts*. In: P.F.Strawson: *Logico-Linguistic Papers*. London, 147 – 169.
- Strawson, Peter Frederick (1971): *Meaning and Truth*. In: P.F. Strawson: *Logico-Linguistic Papers*. London, 170 – 189.
- Todd, William (1972): *Intentions, Meaning and Force*. In: *The Southwestern Journal of Philosophy* 39, 7 – 19.
- Tugendhat, Ernst (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt am Main.
- Walker, Ralph C.S. (1975): *Conversational Implicatures*. In: Simon Blackburn (ed.): *Meaning, Reference and Necessity. New Studies in Semantics*. Cambridge, 133 – 181.
- Welker, David D. (1970): *Linguistic Nominalism*. In: *Mind* 79, 569 – 580.
- Wetterström, Thomas (1977): *Intention and Communication*. Doxa.
- Wilson, N.L. (1970): *Grice on Meaning: The Ultimate Counter-Example*. In: *Nous* 4, 295 – 304.
- Wittgenstein, Ludwig (1971): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main.
- Wittgenstein, Ludwig (1970a): *Das Blaue Buch*. In: L. Wittgenstein: *Schriften Bd. 5*. Frankfurt a.M.
- Wittgenstein, Ludwig (1970 b): *Über Gewißheit*. Frankfurt am Main.
- Wright, Georg Henrik von (1974): *Erklären und Verstehen*. Frankfurt am Main.
- Wright, Richard A. (1975): *Meaning_{nn} and Conversational Implicature*. In: Peter Cole / Jerry L.Morgan (eds.): *Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts*. New York / San Francisco / London, 363 – 382.
- Wuchterl, Kurt (1969): *Struktur und Sprachspiel bei Wittgenstein*. Frankfurt am Main.
- Wygotsky, Lew Semjonowitsch (1977): *Denken und Sprechen*. Frankfurt am Main.
- Ziff, Paul (1967): *On H.P. Grice's Account of Meaning*. In: *Analysis* 28, 1 – 8.